

# Soziologie

## Aus dem Inhalt

- Jasper W. Korte:  
*Soziologie in der Presse*
- Uwe Dörk, Sonja Schnitzler, Alexander Wierzock:  
*Die Gründung der Deutschen Gesellschaft für  
Soziologie vor 110 Jahren*
- Stephanie Knuth:  
*Der Umgang von Soziologie-Professor\_innen  
mit Habitus-Struktur-Konflikten*
- Nicole Burzan, Birgit Blättel-Mink:  
*Wechsel des DGS-Vorsitzes. Briefe zum Abschied  
und zur Begrüßung*

# SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2019

*Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

*Redaktion:* Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

*Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Birgit Blätzel-Mink, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Soziologie, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60323 Frankfurt am Main, E-Mail: b.blaetzel-mink@soz.uni-frankfurt.de, Tel.: 069/798 36660

*Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/72 04 111

*Schatzmeisterin der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Dr. Larissa Schindler, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Institut für Soziologie, Jakob-Welder-Weg 12, D-55128 Mainz, E-Mail: larissa.schindler@uni-mainz.de, Tel.: 06131/39 29425

*Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter [www.sozioologie.de](http://www.sozioologie.de)*

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils acht Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden erfasst über EBSCO Sociology Source Ultimate sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport ([sowiport.gesis.org](http://sowiport.gesis.org)).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, [www.campus.de](http://www.campus.de)

*Geschäftsführung:* Marianne Rübemann

*Programmleitung:* Dr. Judith Wilke-Primavesi

*Anzeigenbetreuung:* [anzeigen@campus.de](mailto:anzeigen@campus.de)

*Abonnementbetreuung:* HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: [journals@hgv-online.de](mailto:journals@hgv-online.de), Tel: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

*Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:*

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2019

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISSN 0340-918X

# Inhalt

Editorial ..... 271

## Soziologie in der Öffentlichkeit

**Jasper W. Korte**  
Soziologie in der Presse ..... 273

## Identität und Interdisziplinarität

**Martina Franzen, Monika Krause, Christian Dayé,  
Verena Halsmayer, Julian Hamann, Nicole Holzhauser,  
Jasper Korte, Fran Osrecki, Andrea Ploder, Barbara Sutter**  
Das DFG-Netzwerk »Soziologie soziologischen Wissens« ..... 293

**Uwe Dörk, Sonja Schnitzler, Alexander Wierzock**  
Die Gründung der Deutschen Gesellschaft  
für Soziologie vor 110 Jahren ..... 309

## Forschen, Lehren, Lernen

**Stephanie Knuth**  
Der Umgang von Soziologie-Professor\_innen  
mit Habitus-Struktur-Konflikten ..... 317

## DGS-Nachrichten

**Nicole Burzan, Birgit Blättel-Mink**  
Wechsel des DGS-Vorsitzes  
Briefe zum Abschied und zur Begrüßung ..... 336

Vorstand der DGS 2019 bis 2021 ..... 342

Protokoll der Auszählung der Wahlen 2019 zu  
Vorsitz, Vorstand und Hälfte des Konzils der DGS ..... 344

Statement of the German Sociological Association against  
the intended decentralization of government funding of  
sociology and philosophy in Brazil's public universities ..... 348

Veränderungen in der Mitgliedschaft ..... 349

## **Berichte aus den Sektionen und Arbeitskreisen**

<i>Sektion</i> Alter(n) und Gesellschaft .....	351
<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriosozologie .....	354
<i>Sektion</i> Organisationssoziologie .....	357
<i>Sektion</i> Qualitative Methoden der Sozialforschung .....	360
<i>Arbeitskreis</i> Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen .....	364

## **Nachrichten aus der Soziologie**

Uwe Schimank	
Renate Mayntz zum 90. Geburtstag .....	367
Andreas Diekmann	
In memoriam Jürgen Friedrichs .....	373
Rudi Schmiede	
In memoriam Manfred Teschner .....	378
Demografie-Preis 2019 .....	382
Habilitationen .....	382
Call for Papers .....	383
2. Wissenschaftsworkshop zu den Auswirkungen des gesetzlichen Mindestlohns	
Tagungen .....	385
X. Internationales Tönnies Symposium • 7. Studentischer Soziologiekongress: Grenzenlos leben?! – Interdisziplinär denken	
Autorinnen und Autoren .....	390
Abstracts .....	393

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

bewegt man sich dieser Tage lesenden Auges durch die Welt, kommt man an Verlusterzählungen unterschiedlichster Couleur kaum vorbei. Ständig scheint etwas vom Verschwinden bedroht, etwa der kultivierte Austausch von Argumenten durch rabaukiges Social Media Gerangel, oder bereits in Auflösung begriffen, etwa die Größe der eigenen Nation, die es wiederzubeleben gilt. Man könnte soziologisch einiges sagen zu diesem *sound* der Gegenwart, der zwischen verklärender Wehmut und beleidigter Wehleidigkeit ob des empfundenen eigenen Bedeutungsverlustes schwankt. Das scheint aber weniger naheliegend als einfach einzustimmen. In regelmäßiger Konjunktur findet sich im Rauschen der öffentlichen Klage eine ganz auf die Soziologie zugeschnittene Variation des genannten Musters: Man diagnostiziert den eigenen Bedeutungsverfall im fortgeschrittenen Stadium und betrauert den Verlust des Status als »Leitwissenschaft«, den die Soziologie – so wird zumindest den Nachgeborenen glaubhaft versichert – irgendwann zwischen ca. 1960 und ca. 1980 unangefochten behaupten konnte. Dabei scheint der Schmerz über die verlorene goldene Zeit der Disziplin inzwischen fast länger anzuhalten als diese selbst. Während meines Grundstudiums Ende der 1990er Jahre entdeckte ich einen kleinen Sammelband unter dem Titel »Wozu heute noch Soziologie?«, in dem eine schon damals einige Jahre alte Debatte aus der ZEIT dokumentiert wurde. In den Beiträgen namhafter Soziologen und immerhin auch einer Soziologin wird der befürchtete »Zerfall einer Wissenschaft« von allen erdenklichen Seiten beleuchtet und kommentiert. Und damals wie heute fällt an dieser Art Diskussion der merkwürdige Umstand auf, dass ausgerechnet in Bezug auf die öffentliche Wahrnehmung der eigenen Wissensangebote die geschilderten Befindlichkeiten kaum empirisch abgesichert werden. Vielleicht hätte sich eine entspanntere Tonlage eingestellt, wenn Untersuchungen Aufschluss über die Rezeption soziologischen Wissens gegeben hätten. Denn vermutlich galt auch am Ende des 20. Jahrhunderts bereits, was Jasper Korte in seiner Analyse der wichtigsten überregionalen deutschsprachigen Zeitungen für den Beginn des 21.

Jahrhunderts in diesem Heft zeigt: dass die Soziologie sowie ihre Forschungsergebnisse durchaus wahrgenommen, dass in den Medien darüber berichtet wird und dass ihre Vertreter und Vertreterinnen auch öffentlich gefragte Stimmen sind. Über die Mühen und Möglichkeiten einer solchen Selbstaufklärung mit eigenen Mitteln diskutieren in diesem Heft zudem die Mitglieder eines DFG Netzwerks zur Soziologie soziologischen Wissens.

Die einzige Frau übrigens, die in dem erwähnten Sammelband zu Wort kam, ist die großartige Renate Mayntz, die Ende April ihren 90. Geburtstag feierte und der Uwe Schimank in diesem Heft mit einem Beitrag gratuliert. Sie stellte schon damals mit klarem Blick fest, dass man einer Soziologie, die sich leitwissenschaftlich beseelt auf die öffentlichkeitswirksame Verkündigung von Heilswissen spezialisiert, besser keine Träne nachweinen sollte.

Herzlich, Ihre  
Sina Farzin

# Soziologie in der Presse

*Jasper W. Korte*<sup>1</sup>

Welche Rolle spielt die Soziologie für die Gesellschaft? Diese Frage treibt die Soziologie beständig um und eine Antwort darauf muss die Präsenz in den Medien sowie die Bedeutung im öffentlichen Diskurs umfassen. Diese Dimensionen sind umso zentraler, als sie die Wahrnehmung der Soziologie und ihrer Rolle zu einem erheblichen Teil mitbestimmen. Entsprechend regelmäßig finden sich Thematisierungen der öffentlichen Stellung der Soziologie, wenn auch mitunter in einer ritualisierten Form: Insbesondere im Zuge von Soziologiekongressen, aber auch zu ähnlichen Anlässen, die zur Stellungnahme zur aktuellen Lage der Soziologie in der Gesellschaft auffordern. Dort herrscht dann in der Regel die Klage vor, die massenmediale Präsenz der Soziologie sei zumindest verbesserungswürdig, gerade vor dem Hintergrund einer früher als höher wahrgenommenen Wertschätzung. Zum anderen finden sich mitunter naiv klingende Wirkungsannahmen über mehr soziologischen Inhalt in den Massenmedien. Ein dritter Dauerbrenner ist in diesem Zusammenhang die Thematisierung der Sprache der Soziolog\_innen, in der Regel unter dem Schmähwort »Jargon« subsummiert. Sina Farzin hat jüngst hier (4/2018) dazu aufgefordert, zum Jargon der Soziologietreibenden Stellung zu beziehen.

Der vorliegende Beitrag konfrontiert diese recht stabile Wahrnehmung mit empirischen Befunden zur Präsenz der Soziologie in den Massenmedien: Soziologie ist regelmäßiger Bestandteil massenmedialer Berichterstattung

---

<sup>1</sup> Die hier vorgelegten Überlegungen und Ergebnisse sind im Kontext meiner Dissertation entstanden (Korte 2018). Ich danke Fran Osrecki und Sonja Husslik sowie den Teilnehmern des 4. Treffens des Netzwerkes »Die Soziologie soziologischen Wissens« für hilfreiche Diskussionen, Christoph Weischer, Sylke Nissen und Sina Farzin für die Hilfe bei der Überarbeitung des Textes.

und öffentlicher Diskurse, die Disziplin übt damit dauerhaften Einfluss in verschiedenen Formen aus.

*Public Sociology*<sup>2</sup> dominiert nun seit einigen Jahren die professionspolitische Debatte um die Stellung der Soziologie in der Gesellschaft sowie um notwendige Veränderungen der Gestalt der Soziologie, um ihren Aufgaben gerecht zu werden (vgl. für den deutschen Diskurs Burawoy 2015; Aulenbacher et al. 2017; Selke, Treibel 2018; Neun 2019). Neben dem normativen Aufruf, Soziolog\_innen sollten öffentlich sichtbar sein und spezifische Forderungen in der Öffentlichkeit vertreten (und sei es so unkonkret diejenige der Zivilgesellschaft gegen Markt und Staat), dreht sich die Public-Sociology-Debatte auch um die Belohnungsstruktur der Soziologie und der sich daraus ergebenden Karrierechancen. Hierbei lassen sich Grundpositionen pointieren: Auf der einen Seite wird gesellschaftliche Wirksamkeit (etwa das Vertreten zivilgesellschaftlicher Positionen, öffentliche Kritik oder praxisorientierte Forschungen) höherwertig gegenüber einem selbstbezüglichen Forschungskommunikationszusammenhang gesehen, der Qualität und Publikum intern (und das heißt unter doppeltem Ausschluss der Öffentlichkeit, die die Texte weder für relevant noch lesbar hält) regelt und den Außenkontakt in Form von indikatorenbasierter Leistungsberichterstattung und autoritativer Verkündung von Evidenzen für politische Maßnahmen gestaltet. Die Gegenposition sieht die Bedrohung einer autonomen soziologischen Perspektive durch außerwissenschaftliche Ansprüche; umso mehr werde die Werturteilsfreiheit in soziologischen Forschungsperspektiven aufgegeben und Qualität nach Gesinnung bemessen. Auch jenseits dieser Diskussion bleibt tatsächlich das fundamentale Problem offen, wie Qualität soziologischer Arbeit zu beurteilen ist. Das damit zusammenhängende Fehlen eindeutiger Qualitätsmarker wird auch von journalistischer Seite bemängelt; eine klare Hierarchie sei von außen nicht zu erschließen, was jedoch für Selektionen benötigt werde.

Auch in der über die direkte Professionspolitik hinausgehenden Reflexion wird das Verhältnis zwischen Soziologie und Öffentlichkeit bzw. Massenmedien als kompliziert beschrieben (vgl. Fleck 2008). Ulrike Felt (2000)

---

2 Die DGS widmet sich auf vielfältige Weise der Soziologie in der Öffentlichkeit. So unterstützt sie spezifische Veranstaltungen unter dem Label »DGS goes public – öffentliche Soziologie« und würdigt in diesem Zusammenhang Personen mit ihrem »griffig« benannten »Preis für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie«. Daneben führt die DGS-Homepage fortlaufend Hinweise auf soziologische Beiträge auch über den Printbereich hinaus auf. Die SOZIOLOGIE bietet eine Rubrik zu dem Thema, die regelmäßig bedient wird.

spricht etwa von den »unsichtbaren Sozialwissenschaften«, Weßler (1997) von den »verschlungenen Pfaden«, über die soziologisches Wissen in die Medien Einlass finde. Für Organisationen und Personen ist hierbei massenmediale Reichweite eine entscheidende Orientierungs- und Vergleichsgröße, während für die Soziologie als Disziplin öffentliche Bedeutung größere Wichtigkeit aufweist.

Neben der professionspolitischen Bedeutung gibt es aber auch systematische Gründe, sich mit der öffentlichen, genauer der massenmedialen Präsenz der Soziologie (und der Sozialwissenschaften) auseinanderzusetzen. Der Anwendungsdiskurs der 1980er Jahre führte noch einmal vor Augen, dass eine naive Implementation von soziologischer »Technik«, Problemlösungen oder Planungen in Zielkontexte, wie es vom Modell der Naturwissenschaften angenommen wurde, nicht sinnvoll ist (Beck, Bonß 1989). Die Gründe hierfür wurden jedoch weniger in einem Defizit der Soziologie gefunden, als darin, dass die Kontexte, die soziologisch verbessert werden sollten, bereits soziologisiert waren. Im Sinne der doppelten Hermeneutik sind Gesellschaftsmitglieder zum einen Experten (und damit Protosoziologyen) für ihren Alltag, zum anderen finden sich jedoch auch sedimentiert oder explizit soziologische Deutungsmuster. Implementation heißt dann aber eher Austausch von Orientierungen mit einer Entwertung vorhandener Praxisorientierungen: »colonizing the mind«, wie es Mulkay, Pinch und Ashmore (1987) benannt haben. Von konservativer Seite wurden Diagnosen gestellt, die die Versozialwissenschaftlichung als Auflösung bestehender Sinnstrukturen kritisierten (Schelsky 1977; Tenbruck 1984). Die moderne Welt, die von Soziolog\_innen und Sozialwissenschaftler\_innen analysiert und aufgeklärt werden sollte, war also bereits versozialwissenschaftlicht, ohne dass dieser Prozess Fokus der Aufmerksamkeit der Soziologie gewesen war. Dieser Befund bedeutet demnach, dass eine Analyse moderner Gesellschaft eben nicht darum herkommt, die Verwendungsweisen soziologischer Begriffe, Methoden und Theorien zu verfolgen (vgl. Wagner 1990; Merton, Wolfe 1995; Weischer 2004). Gesellschaftstheorien begegnen diesem Umstand in der Regel mit autologischen Ansprüchen, indem sie einen systematischen Platz für die eigene Theorie in der Gesellschaftstheorie einräumen (entsprechende Hinweise finden sich etwa sowohl bei Habermas als auch bei Bourdieu als auch bei Luhmann). Die Massenmedien als zentraler Wissensdistributeur müssen bei der Analyse der Darstellung von soziologischen Angeboten, deren Wahrnehmung und Verwendung wiederum eine entscheidende Rolle einnehmen.

Die These der Medialisierung der Wissenschaften begleitet ebenfalls seit einigen Jahren die Reflexion über die Stellung der Wissenschaften und damit auch der Soziologie in der gegenwärtigen Gesellschaft (vgl. Weingart 2008; Osrecki 2011; 2012; Rödder, Franzen, Weingart 2012). Der Bedeutungszuwachs der Wissenschaft für alle gesellschaftlichen Teilbereiche führt zu einer wechselseitigen Verwissenschaftlichung der Gesellschaft sowie einer Vergesellschaftung der Wissenschaft. Medialisierung (etwa auch im Unterschied zum allgemeineren Prozess der Mediatisierung) bedeutet dabei die zunehmende Orientierung der Wissenschaft am System und an der Logik der Massenmedien. Effekte lassen sich dabei auf verschiedenen Integriationsebenen finden, etwa in der Selektion massenmedienaffiner Themen und Forschungsweisen, der Professionalisierung der Wissenschaftskommunikation in Organisationen oder den Selbstdarstellungen und Koalitionsbildungen von Forscher\_innen. Bezogen auf die Berichterstattung herrscht zunächst die Erwartung eines Idealtypus einer letztendlich Forschungsergebnisse und Wahrheiten verkündenden Berichterstattungsweise, die sich realiter Popularisierungs- und Verfälschungsverdächtigungen ausgesetzt sieht. Analysen zeigen Medialisierungstendenzen der Berichterstattung in einer recht breiten gesellschaftlichen Thematisierung von Forschung und Wissenschaft, in der Möglichkeiten, Folgen und Wertprobleme diskursiv verhandelt werden – unter anderem auch von Sozialwissenschaftler\_innen in den Massenmedien.<sup>3</sup>

Dies ist nun aus dem Selbstverständnis der Sozialwissenschaften weniger überraschend, verstehen sich doch zumindest große Teile als Beiträge zu gesellschaftlicher Selbstverständigung, wie sie unter anderem über die Massenmedien ausgetragen wird. Die Balance zwischen autonomer Forschung und Engagement auf Seiten der Sozialwissenschaftler\_innen bleibt freilich stets neu auszuhandeln und umkämpft, wie der Typus des Intellektuellen anzeigt. Schließlich werden aber auch Veränderungen auf Seiten des Publikums kritisch reflektiert: So verschwinde das Publikum für intellektuelle Durchdringung der Gegenwart, ebenfalls adressiere die massenmediale Ansprache immer weniger Bürger denn Konsumenten (vgl. etwa Imhof 2011).

---

<sup>3</sup> Die Forschungen sind auf die Natur- und Lebenswissenschaften ausgerichtet, Osrecki (2011) stellt für die Sozialwissenschaften gar fest, ohne medialisierbaren autonomen Kern würde die These an Erklärungskraft verlieren. Stattdessen identifiziert er in der Gattung der Zeitdiagnosen eine medialisierte Soziologie sowie medialiserte Rollen wie Intellektuelle und Experten, deren Rhetorik sich klar von Gesellschaftstheorie unterscheiden lässt.

Empirisch finden sich jedoch insgesamt relativ wenige Auseinandersetzungen mit der Präsenz der Soziologie in den Massenmedien. Dies korrespondiert mit der eindeutigen Konzentration auch der internationalen Forschung auf Natur- und Lebenswissenschaften (Schäfer 2012). Ausnahmen stellen die Forschungsanstrengungen von Weiss und Singer (1988) für die USA, von Fenton, Bryman, Deacon (1998; vgl. auch Bastow, Dunleavy, Tinkler 2014) für Großbritannien und von Hartmut Weßler (1995, 1997) für Deutschland dar. Ein erster deutschsprachiger Überblicksartikel findet sich neuerdings in Scheu und Volpers (2017), für die Geisteswissenschaften vgl. Schäfer (2018), für den englischen Sprachraum Cassidy (2008, 2014). Neuere wissenschaftsfamilienvergleichende Untersuchungen zeigen, dass die Sozialwissenschaften in der deutschen Presse einen recht großen Anteil haben (Summ, Volpers 2016). Auch über die Wissenschaftskommunikationsforschung hinaus scheint die soziologische Analyse sozialwissenschaftlichen Wissens in jüngster Zeit vermehrt Interesse auf sich zu ziehen: zum Beispiel Maeße, Pahl, Sparsam (2017), Keller und Pofperl (2018) oder das Netzwerk »Die Soziologie soziologischen Wissens«.<sup>4</sup>

Massenmedien und Wissenschaften allgemein sind in den letzten Jahrzehnten mit bemerkenswerten Veränderungen konfrontiert worden. Im Falle der Massenmedien findet sich eine qualitative Verbreiterung der Sendemöglichkeiten, die zugleich eine Inflationierung der Sender zur Folge hat, was sowohl rechtliche, wirtschaftliche und professionspolitische Folgen für Medienorganisationen und Journalist\_innen nach sich zieht, allerdings auch politische und öffentliche Konsequenzen zeitigt (vgl. Pürer 2015; Zuckerman 2014). Der technische Wandel und die digitalen Möglichkeiten betreffen auch die Wissenschaften (damit auch die Soziologie), daneben finden sich ein größer werdender Anteil von Menschen mit Hochschulbildung, eine zunehmende Internationalisierung der Wissenschaften sowie eine verstärkte Drittmittelorientierung und indikatorenbasierte Wettbewerbssteuerung. Trotz dieser Wandlungen erscheinen Funktionen der Subsysteme und ihre Orientierungen auf Nachrichten und Wahrheit stabil. Zu den Umwälzungen in den Medien gehört auch die Zugänglichkeit von Volltextdatenbanken, die einen allgemeineren Überblick gewähren, als das in Fallanalysen oder kleineren Stichproben möglich ist, was die Grundlage für die folgende Analyse darstellt.

Professionspolitisch wie gesellschaftsanalytisch stellen das Ausmaß und die Arten und Weisen von Soziologieberichterstattung in den Massenmedien also ein wichtiges Thema dar, für das sich jedoch nur wenige empirische

---

4 Vgl. den Beitrag auf S. 293 in diesem Heft.

(über anekdotische Evidenz hinausgehende) Arbeiten vor allem für die jüngere Vergangenheit finden. Damit fehlen der Reflexion der Soziologie jedoch zentrale Anhaltspunkte. Um sich also der gegenwärtigen Stellung der Soziologie zu nähern, bedarf es der Klärung der Frage, wie soziologisches Wissen und die Disziplin in den Massenmedien dargestellt wird.

Hierfür habe ich eine standardisierte Inhaltsanalyse durchgeführt, die sich auf die Volltextdatenbanken von Presseerzeugnissen stützt. Dadurch konnte ich über einen längeren Zeitraum die Arten und Weisen der Berichterstattung in den Dimensionen der allgemeinen Struktur, der Qualifizierung und der Kontextualisierung soziologischen Wissens analysieren.

## Herangehensweise

Um systematische Aussagen über die Soziologie in der deutschen Tagespresse treffen zu können, wurden Volltextsuchen in den Archiven deutscher Qualitätspresse durchgeführt.<sup>5</sup> Als Tageszeitungen wurden die *Süddeutsche Zeitung* (SZ), die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ), die *tageszeitung* (taz) und *Die Welt* (Welt) ausgewählt, hinzu treten die beiden Sonntagsausgaben *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* (FAS) und die *Welt am Sonntag* (WamS), als Wochenperiodika *Der Spiegel* (Spiegel) und der *Focus* (Focus). Dies erlaubt eine Differenzierung nach Erscheinungsweise aber auch zwischen liberaleren und konservativeren Erzeugnissen. Als Suchstrings wurden \*soziolog\*, \*sozialforsch\*, \*sozialtheor\*, \*gesellschaftsforsch\* und \*gesellschaftstheor\* gewählt.<sup>6</sup> Wenn im Folgenden also von Soziologie die Rede ist, meint dies, was die jeweiligen Artikel als Soziologie darstellen. Aus den Datenbanktreffern wurden in einem zweiten Schritt Artikel mit disziplinärem Forschungsbezug ausgewählt, Artefakte, Inhaltsverzeichnisse, Leserbriefe und dergleichen,

5 Die folgenden Ergebnisse stammen aus dem Kontext meiner Dissertation (Korte 2018). Während diese dezidiert vergleichend angelegt ist, werden hier jedoch nur die Ergebnisse für die Soziologie pointiert zusammengefasst, die Vergleichsfälle sind die Ethnologie und die Ökonomik.

6 Mit dieser Auswahllogik der Artikel sind die Suchstrings von entscheidender Bedeutung (vgl. auch Kepplinger 2014). Die Logik hat zum Ziel, möglichst viele Datenbanktreffer zu produzieren, deren Disziplinbezug erst im zweiten Schritt kontrolliert wird. Bei den Pretests zeigte sich, dass die Sammelbegriffe Sozial- und Gesellschaftswissenschaften ungeeignet waren, genauso wie Kombinationen mit »Experte«. Herausragend ist der Suchstring \*soziolog\*, den ca. 85% aller Artikel enthalten.

aber auch Artikel mit ausschließlich adjektivischer Verwendungsweise (etwa: soziologische (sic!) Zusammensetzung eines Opernpublikums) wurden ignoriert. Ein zufällig ausgewählter Teil davon wurde schließlich einer standardisierten Inhaltsanalyse mit insgesamt 138 Items unterzogen.<sup>7</sup>

Neben der Entwicklung der Häufigkeiten von Artikeln mit sozialwissenschaftlichem Inhalt stehen bei der Analyse Fragen nach der Strukturierung der Berichterstattung im Vordergrund. Da es kein Ressort für Soziologie gibt, ist zu erwarten, dass sich die angenommene zunehmende Bedeutung soziologischen Wissens in allen Zeitungsteilen wiederfinden lässt. Zudem sind daraus resultierend vielfältige Formen der Soziologie-Thematisierung genauso erwartbar wie ein gewisses Niveau in der Diskussion der Soziologie. Zudem ist von besonderem Interesse, inwiefern sich Medialisierungseffekte in der Berichterstattung finden (vgl. hierfür Schäfer 2007): in den Dimensionen der Qualifizierung der Disziplin und des Wissens, der Kontextualisierung des Wissens und der Darstellung von Soziologen und Soziologinnen. Medialisierte Soziologieberichterstattung zeigt sich hiernach in einer steigenden Aufmerksamkeit, die mehr Artikel auch über das Wissenschaftsressort hinaus nach sich zieht. Zudem müssten sich zunehmend Bewertungen und Kommentierungen soziologischen Wissens finden lassen, insbesondere von außerwissenschaftlichen Akteuren; Soziolog\_innen sollten über wissenschaftliche Belange hinaus charakterisiert werden.

## Die Entwicklung der Soziologieberichterstattung

Um einen Überblick über die Entwicklung der Artikelzahlen zu gewinnen, wurden zunächst mittels der Volltextsuche Datenbankentreffer erhoben.<sup>8</sup> Den Kern der Untersuchung bildet der Zeitraum von 2002 bis 2013, in dem pro Jahr ein Monat und jeder Monat einmal aufgenommen wurde. Für den

---

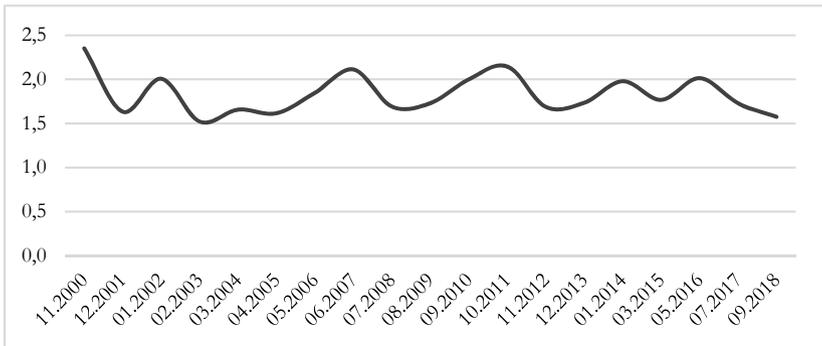
7 Das Kodebuch ist dabei an das des Projektes »Die vielfältigen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Nachrichtenmedien« (gefördert von der VolksWagenStiftung im Rahmen der Initiative »Wissenschaft – Öffentlichkeit – Gesellschaft«) angelehnt (vgl. Korte 2018). Hier können nur die Ergebnisse dargestellt werden, die Kategorien sind bewusst nicht exklusiv angelegt. Untersuchungseinheit sind die Artikel, die jedoch unter Umständen mehrere soziologische Wissensbestände unterschiedlich wiedergeben.

8 Entsprechend sind die folgenden Auswertungen im Kontext zu betrachten: Weder handelt es sich bei den Ergebnissen ausschließlich um Artikel mit tatsächlichem Bezug zur Soziologie, noch ist klar, inwiefern sich die Datenbanken über die Zeit hinweg stabil darstellen.

vorliegenden Text wurden zudem zwei Messpunkte vor dem Januar 2002 und fünf nach dem Dezember 2013 erhoben, um die Entwicklungen vor und nach der Erhebung abschätzen zu können.

Abbildung 1 zeigt den Durchschnitt der Datenbanktreffer pro Ausgabe der acht Periodika. Dabei finden sich fast zwei Artikel pro Ausgabe (1,8), der Trend ist insgesamt stabil.<sup>9</sup> In der Regel wechseln sich Monate mit höheren und niedrigeren Durchschnittswerten ab. Im Vergleich zur Gesamtmenge der Artikel, die aus den Datenbanken ermittelt werden kann, steigt jedoch der Anteil von Soziologieartikeln.

*Abbildung 1: Durchschnittliche Datenbanktreffer pro Ausgabe*



Für die engeren Stichprobenzeitpunkte wurden die Datenbanktreffer bereinigt und ausschließlich Artikel aufgenommen, die einen tatsächlichen Bezug zur Disziplin Soziologie aufweisen (im Durchschnitt 136 Artikel pro Untersuchungspunkt). Abbildungen 2 und 3 zeigen die Ergebnisse für die acht Periodika aufgeschlüsselt. Während die absolute Artikelzahl leicht sinkt, steigt die durchschnittliche Artikelzahl pro Ausgabe leicht an. Am häufigsten finden sich Soziologieartikel in der FAS mit über zwei Artikeln pro Ausgabe, gefolgt von WamS, SZ und FAZ mit rechnerisch ca. eineinhalb Artikeln, Spiegel und taz mit ca. einem sowie Welt und Focus mit weniger als einem Artikel (ca. 0,75). Im Trend sinken die Werte bei den Tageszeitungen Welt, SZ, FAZ und taz zusammen mit dem Spiegel, während die Werte für die

<sup>9</sup> Um saisonale sowie Jahreseffekte zu kontrollieren, wurden die Werte zudem für jeden September der Jahre 2002 bis 2013 sowie für alle zwölf Monate des Jahres 2013 ermittelt. Graphisch dargestellt verlaufen die beiden Vergleichskurven sogar noch stabiler.

Sonntagsausgaben und den Focus steigen. Soziologie ist also üblicher Bestandteil der Berichterstattung deutscher Qualitätsmedien, im Durchschnitt findet sich mehr als ein Artikel pro Ausgabe.<sup>10</sup>

Abbildung 2: Soziologieartikel in Tageszeitungen pro Ausgabe

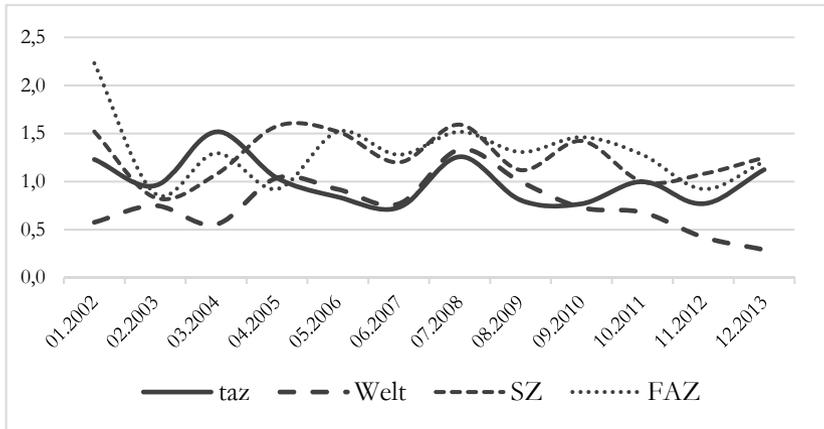
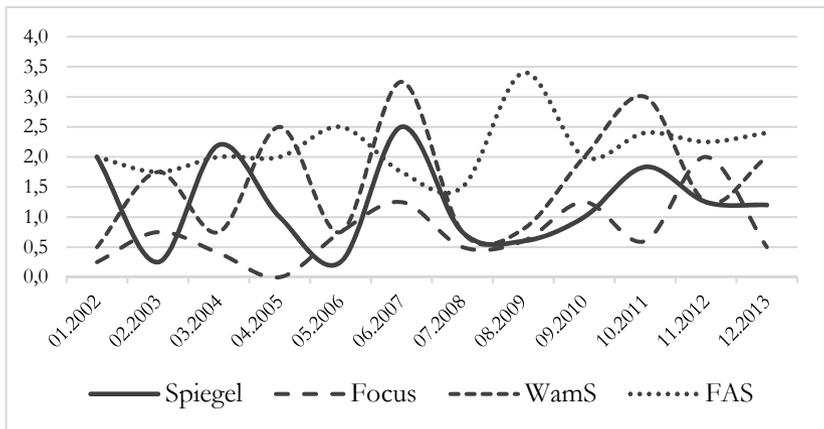


Abbildung 3: Soziologieartikel in Wochenzeitschriften pro Ausgabe



10 Im Vergleich der drei analysierten Disziplinen Soziologie, Ethnologie und Ökonomik zeigt sich, dass die taz Soziologie überdurchschnittlich häufig zum Thema macht, während die Welt, WamS, FAZ und FAS leicht unterdurchschnittlich oft über Soziologie berichten.

## Eigenschaft und Verortung der Soziologieartikel

Die folgenden Ergebnisdarstellungen basieren auf der standardisierten Inhaltsanalyse, die für insgesamt 350 Artikel mit soziologischem Inhalt durchgeführt wurde (vgl. Korte 2018).<sup>11</sup> Im Folgenden werden die allgemeinen Charakteristika der Artikel dargestellt. In Tabelle 1 finden sich die Werte für die Soziologieartikel im Querschnitt, im Fließtext finden sich zudem ausgewählte Hinweise zum Vergleich der Disziplinen und zum Längsschnitt.

*Tabelle 1: Allgemeine Charakteristika der Artikel*

Umfang (in Wörtern)		Soziologieanteil		Wissenschaftler_innen		Abbildung		Verfasser_innen	
Ø	1.010	Ø	45%	keine	23%	ohne	38%	Journalist_in	79%
25	550	25	11%	1	66%	mit	62%	Soziolog_in	9%
Median	803	Median	25%	2	8%			Presseagentur	3%
75	1.307	75	100%	>3	3%			sonstige Wiss.	2%
								Sonstige	7%

Der Umfang der untersuchten Soziologieartikel beträgt durchschnittlich über 1.000 Wörter mit im Zeitverlauf steigender Tendenz. Dem Umfang steht jedoch ein geringer Anteil direkter Thematisierung soziologischen Wissens mit durchschnittlich 45% gegenüber. Um den Soziologie-Anteil zu berechnen, wurden die Absätze, die soziologisches Wissen thematisieren, ins Verhältnis zur Gesamtabsatzzahl gesetzt. Zwar findet sich eine ganze Reihe von Artikeln, die Soziologie fokussieren; der Median liegt allerdings nur bei 25%, fällt im Trend und ist gegenüber den Vergleichsdisziplinen Ökonomik und Ethnologie geringer. Über 60% (steigend) der Artikel sind mit einem graphischen Element versehen. Für die Artikel wurde erhoben, ob und wie viele Soziologen und Soziologinnen vorkommen: In drei Vierteln der Artikel tauchen Soziolog\_innen auf, im Vergleich ist der Anteil von Artikeln mit genau einem Wissenschaftler oder einer Wissenschaftlerin am höchsten. Soziologieartikel werden in der Regel von Journalist\_innen verfasst. Es fällt jedoch ein relativ hoher Anteil von Artikeln auf, die von Soziolog\_innen

<sup>11</sup> Die Auswahl der Artikel resultiert aus dem Design der zugrundeliegenden Arbeit: Für jeden Untersuchungsmonat wurden zufällig 100 Artikel gewählt, wobei das Verhältnis der analysierten Disziplinen Soziologie, Ethnologie und Ökonomik und der acht Periodika gewahrt wurde. Daraus ergeben sich insgesamt 1.200 Artikel, wobei die Ökonomik mit 792 den größten Teil einnimmt, während die Ethnologie mit 58 marginal bleibt.

verfasst werden; die Werte entsprechen ungefähr denen der Untersuchung der österreichischen Presse von Revers (2009: 274).

Die meisten Soziologieartikel erscheinen im Feuilleton (s. Tabelle 2). Allerdings beläuft sich der Anteil auf kaum ein Drittel aller Artikel, im Vergleich: 60% der Ökonomikartikel erscheinen im Wirtschaftsressort, fast die Hälfte der Ethnologieartikel im Feuilleton. Die Ressortverteilung der Soziologie ist also ausgeglichener. Zwischen 10% und 14% der Soziologieartikel erscheinen jeweils im Politik-, im Wissenschaftsteil und im Lokalen, hinzu kommt noch ein Viertel der Artikel in sonstigen Ressorts. Auch die Themen der Artikel sind relativ vielfältig: Am häufigsten ist die Disziplin selbst Hauptthema des Artikels (etwa in der Darstellung von Forschungsergebnissen), allerdings nur bei einem Viertel aller Artikel. Relativ häufig finden sich zudem wissenschaftliche und politische Themen sowie Artikel, die sich einem anderen Land widmen. Aus der Überschrift und dem Aufhänger wurde der Anlass für die Veröffentlichung der Artikel erhoben, hier ist die Verteilung eindeutiger, was der massenmedialen Logik folgt: Fast die Hälfte der Artikel berichtet über ein aktuelles Ereignis in der Disziplin (etwa die Veröffentlichung eines Buches), danach folgen mit weitaus geringeren Werten politische und Medien-Anlässe.

*Tabelle 2: Ressorts, Themen und Anlässe*

Ressort		Thema		Anlass	
Titelseite	3%	Politik	11%	Aktuelles	45%
Politik	14%	Wissenschaft	19%	Medien	10%
Wirtschaft	7%	Wirtschaft	6%	Politik	18%
Feuilleton	30%	Medien	6%	Wirtschaft	1%
Wissenschaft	11%	Disziplin	26%	sonst. Wiss.	4%
Lokales	10%	anderes Land	13%	Sonstiges	21%
Sonstiges	25%	Sonstiges	19%		

## Qualifizierung des Wissens und der Disziplin

Soziologisches Wissen wird in der Presse meist Personen zugeschrieben, in fast drei Vierteln der Fälle geschieht dies über eine Einzelperson, in 17% über Gruppen. Demgegenüber spielen Institute oder Organisationen eine

deutlich untergeordnete Rolle, es finden sich ebenfalls zu 17% Zuschreibungen zur Disziplin als solche (Tabelle 3).

In fast der Hälfte der Artikel wird soziologisches Wissen ohne einen Forschungskontext dargestellt. Ansonsten erscheint die Soziologie in der Regel als universitäre Disziplin, außeruniversitäre Forschung wird – im Unterschied zu den Vergleichsdisziplinen – deutlich seltener dargestellt. Privatwirtschaftliche Forschung kommt so gut wie gar nicht vor, in jedem zehnten Artikel finden sich Informationen über Drittmittelgeber oder Auftraggeber. Zu etwa gleichen Teilen wird soziologisches Wissen als allgemeines Fachwissen präsentiert oder als Tatsachenfeststellung. Neuere Ergebnisse darzustellen, ist hierbei die Regel, aber es findet sich ebenfalls ein recht hoher Anteil von Bezugnahmen auf ältere Ergebnisse. Zur Darstellung soziologischen Wissens werden am häufigsten Interviews und Fachbücher herangezogen, gefolgt von Studien bzw. Expertisen und Konferenzbeiträgen oder Vorträgen. Wissenschaftliche wie andere Zeitschriften spielen keine große Rolle, in ca. einem Drittel der Artikel findet sich keine Quelle.

*Tabelle 3: Qualifizierungen des Wissens*

Wissensträger		Forschungsart		Wissensart	
Person	74%	universitär	36%	allgemeines Fachwissen	37%
Gruppe	17%	ausseruniversitär	17%	Tatsachenfeststellung	35%
Institut	8%	privatwirtschaftlich	2%	neueres Ergebnis	59%
Universität	0%	Auftrag/ Drittmittel	9%	älteres Ergebnis	20%
Disziplin	17%	ohne Kontext	49%		

Quellen		Genesis und Geltung	
Ohne Quellen	32%	Methoden	22%
Journal	3%	Kritik an Methoden	5%
Buch	21%	Theorie	20%
Presseerzeugnisse	5%	Kritik an Theorie	7%
Studie/ Expertise	14%	empirisches Material	31%
Interview	24%	Kritik an empirischer Basis	3%
Konferenz/ Vortrag	11%	Geltung	60%
Sonstiges	5%	Kritik an Geltung	19%

*Anm.: Wegen möglicher Mehrfachzuordnungen einzelner Artikel können die Spaltensummen 100% übersteigen.*

Bleibt schließlich die Frage nach der Qualität der Berichterstattung, hier gemessen an der Thematisierung des Dreiklangs jeder Forschung von Theorie, Methode und empirischem Material sowie der Thematisierung von Geltung. In jedem dritten Artikel wird die empirische Basis der Forschungsanstrengung thematisiert, in jedem fünften jeweils die Methode bzw. die Theorie. Eine kritische Diskussion dieser drei Dimensionen findet relativ selten statt, am häufigsten noch bezogen auf Theorie. Demgegenüber wird die Geltung soziologischer Aussagen sehr viel häufiger (auch im Vergleich) expliziter Teil der Berichterstattung, dies gilt auch für die Kritik an der Geltung bzw. der Geltungseinschränkung.

## Kontextualisierungen

Auf welche Weise wird soziologische Forschung in der Presseberichterstattung kontextualisiert? Um sich dieser Frage zu nähern, wurde in der standardisierten Analyse erhoben, ob Nützlichkeitszuschreibungen oder Konkurrenzen mit anderen Wissensformen in die Darstellung einfließen. Zudem wurden positive wie negative Urteile nach den jeweiligen Urteilenden erhoben, wobei unter Journalist\_innen auch Autor\_innen des jeweiligen Artikels fallen (Tabelle 4). Darüber hinaus wurden noch zwei spezielle Urteile erhoben: Infragestellung der Disziplin findet sich in 3% der Fälle, Kritik an den Folgen der Disziplin in 7%.

*Tabelle 4: Kontextualisierungen*

Nutzen		Konkurrenzen		Urteile	
ohne Nutzen	25%	ohne Konkurrenzen	46%	ohne Urteile	51%
politisch nützlich	39%	intern	7%	Soziolog_in	4%
wirtschaftlich nützlich	8%	wissenschaftlich	13%	Wissenschaftler_in	9%
wissenschaftlich wertvoll	28%	außerwissenschaftlich	45%	Journalist_in	36%
Anwendbarkeit	9%	kontraintuitiv	10%	Politiker_in	4%
				Unternehmer_in	0%
				Sonstige	9%

Ein Viertel der Artikel enthält keine Hinweise auf den Nutzen soziologischen Wissens. Direkte Anwendungshinweise finden sich in 9% der Artikel. Am häufigsten fokussieren Beiträge auf politische Kontexte, in denen soziologisches Wissen als nützlich betrachtet wird. Darüber hinaus wird relativ häufig darauf hingewiesen, dass das Wissen dem wissenschaftlichen Fortschritt insgesamt dient.

In über der Hälfte der Artikel (im Zeitverlauf sinkend) steht das soziologische Wissen in Konkurrenz zu einem anderen Wissensbestand, wobei zwischen internen, wissenschaftlichen, außerwissenschaftlichen und Konkurrenzen mit dem sogenannten gesunden Menschenverstand bzw. der Alltagsintuitivität unterschieden wird. Besonders häufig steht soziologisches Wissen in Konkurrenz mit außerwissenschaftlichen Wissensbeständen, häufiger auch mit anderen Wissenschaften oder der Alltagsintuitivität. Im Disziplinenvergleich erscheint ersteres unterdurchschnittlich, die beiden letzten Kategorien überdurchschnittlich. Ungewöhnlich ist die Thematisierung von soziologischen Kontroversen in der Berichterstattung.

In ungefähr der Hälfte der Artikel finden sich wertende Aussagen über das soziologische Wissen (positiv wie negativ): In der Regel gehen solche Aussagen auf die Autor\_innen der Artikel zurück. Andere wissenschaftliche oder gesellschaftliche Akteure kommen selten wertend zu Wort. Explizite Kritik an der Disziplin, etwa in Sinne einer Infragestellung des Nutzens oder Sinns, bleibt ebenfalls klare Ausnahme, etwas häufiger wird jedoch kritisch über Folgen der Soziologie berichtet.

Zusammengefasst lässt sich eine Typisierung der Soziologieartikel vornehmen, die auf Cluster- und Korrespondenzanalysen basiert: Ca. 37% der Artikel enthalten eine hohe Zahl von Qualifizierungen und Kontextualisierungen soziologischen Wissens. Diese Artikel, die sowohl aktuelle Forschung referieren als auch die Disziplin, ihre Geschichte und ihre Protagonisten behandeln, finden sich verstärkt im Wissenschafts- und Medienteil, im Feuilleton und auch im Lokalen. Demgegenüber übernimmt in ca. 51% der Artikel die Soziologie eher eine kommentierende Rolle. Hierunter fallen Expertenstatements, Kommentare und Ergebniswiedergaben; die Artikel erscheinen öfter im Politik- und Wirtschaftsteil. Die restlichen Artikel thematisieren Soziologie in der Regel eher beiläufig in den sonstigen Ressorts.

## Soziologen und Soziologinnen in der Presse

Um Aussagen über die dargestellten Soziologinnen und Soziologen zu treffen, wurden innerhalb der Artikel die Personen gesondert untersucht. Hierfür wurden jeweils die drei in den Artikeln Erstgenannten mit sechzehn Items kodiert. Durch dieses Verfahren wurden 314 Personen festgehalten, die die Grundlage der folgenden Ergebnisse bilden.<sup>12</sup> Die absolute Zahl wie auch der Anteil an allen erhobenen Sozialwissenschaftler\_innen sinkt im Untersuchungszeitraum leicht.

Lediglich ein Fünftel der erhobenen Personen ist anhand der Namen als weiblich zu identifizieren, allerdings übersteigt dieser Wert den Durchschnitt der drei Disziplinen (Ethnologinnen kommen im Vergleich jedoch noch häufiger vor). Es finden sich keine durchgehenden Charakterisierungen von Soziolog\_innen, am häufigsten wird auf Reputation verwiesen, wobei hier auch Titel und Organisationszugehörigkeiten als Zeichen für Etabliertheit aufgefasst wurden. Relativ häufig werden die Personen als vorwiegend empirisch oder theoretisch arbeitend vorgestellt, bei den expliziten Labels Intellektuelle\_r (16%) und Expert\_in (5%) unterscheiden sich die Werte stark. Ca. 15% der Artikel nehmen auf außerwissenschaftliche Lebenskontexte der Personen Bezug. Ebenfalls recht häufig finden sich Motivations- bzw. Kontextzuschreibungen, insbesondere politischer und öffentlicher Natur (jeweils 28%). Außenseiterpositionen oder ökonomische Kontexte spielen für die Darstellung von Soziologinnen und Soziologen keine Rolle.

Eine grobe Typisierung der Personen ergibt, dass ein Viertel der erhobenen Soziolog\_innen bloß genannt wird.<sup>13</sup> Weitere ca. 18% werden nur mittels ihrer Verankerung im wissenschaftlichen System charakterisiert. 22% werden mit einem aktuellen Forschungsbezug dargestellt, hier ist der Anteil von Soziologinnen am höchsten und sie tauchen verstärkt im Wissenschaftsteil und im Feuilleton auf. Daneben finden sich Kommentatoren, die in heterogenen Kontexten vorkommen (ca. 17%), und ausführlich portraitierte Soziolog\_innen (ca. 18%).<sup>14</sup>

---

12 Am häufigsten namentlich genannt werden Ulrich Beck, Niklas Luhmann (beide je 10 Mal), Pierre Bourdieu (8) und Max Weber (6). Im Vergleich der Disziplinen weist die Soziologie weniger Konzentration auf häufig genannte Personen auf.

13 Das meint, dass keiner der Kodes ein positives Ergebnis anzeigt. Der Anteil steigt im Laufe der Jahre. Sie finden sich stärker im Wirtschaftsressort. Die Typen wurden mittels Clusteranalyse ermittelt und die Überblicke über eine Korrespondenzanalyse abgesichert.

14 Hier ist der Anteil von Soziologinnen am niedrigsten, die beiden letzten Typen sind stärker im Politikressort und in sonstigen Ressorts vertreten.

## Fazit

Soziologie ist kontinuierlich und in nicht geringem Maße Gegenstand und Bestandteil deutscher Qualitätspresseberichterstattung. Wer heute eine Zeitung aufschlägt, wird darin mindestens einen Artikel finden, der Soziologie thematisiert. Untersuchungen aus den 1970er und 1980er Jahren in Westdeutschland messen allesamt geringere Artikelhäufigkeiten (Depenbrock 1976; Peters 1982; Böhme-Dürr 1992). Natürlich sind Inhaltsanalysen aufgrund der unterschiedlichen Fragestellungen, Artikelauswahl, Transparenz und untersuchten theoretischen Konstrukte nur eingeschränkt vergleichbar. Darüber hinaus hat sich die Wahrnehmung der Bedeutsamkeit der Soziologie geändert. Vorstellungen, die »Schlüsselwissenschaft« Soziologie würde alle Probleme gesellschaftlicher Steuerung in Kürze gelöst haben, sind kaum noch vorhanden – gleichwohl finden sich weiterhin sozialtechnologische Versprechungen, etwa unter dem Stichwort *nudging*. Auch der Grad der (Rollen-)Differenzierung der Soziologie hat sich gewandelt. Im »goldenen Zeitalter« der 1950er bis 1970er Jahre dominierten Protagonisten, die sowohl die Forschungsfront, institutionelle Macht als auch öffentliche Intellektualität in sich verkörpern konnten (vgl. Kocka 2005). Demgegenüber wird Soziologie heute differenzierter und kollaborativer betrieben, und daran sollte man die Berichterstattung und die öffentliche Bedeutung messen.

Sowohl die Diagnose der Versozialwissenschaftlichung wie auch die der Medialisierung geht von einem Bedeutungszuwachs soziologischer Wissensbestände aus. Auf welche Weise dieser sich in der massenmedialen Berichterstattung niederschlägt, ist aber zunächst offen: Wird mehr und expliziter über soziologische Begriffe, Theorien und Methoden berichtet oder normalisiert sich der Gebrauch in einer Weise, dass die Zuschreibung als soziologisch nicht mehr geschieht? Führt der Bedeutungszuwachs zu einer unkritischen (oder gar ehrerbietenden, Geniekult betreibenden) Berichterstattung, die Forschungsergebnisse als Wahrheiten verkündet, oder wird die Soziologie von der »vierten Gewalt« Journalismus eher kritischer durchleuchtet? Die Medialisierungsthese geht von einer Zunahme der Berichterstattung aus, die zudem gesellschaftliche Standpunkte jenseits von Wissenschaft und Massenmedien aufnimmt sowie diskursiver und wertender wird. Empirische Untersuchungen zeigen jedoch recht klare Relativierungen dieser linearen Annahmen, etwa in Bezug auf Themen und deren Konjunkturen. Die Erfassung der Thematisierung der Soziologie in den Medien bestätigt zunächst, dass die Berichterstattung massenmedialen Logiken folgt: »Journalistic criteria

are more decisive than scientific ones« (Böhme-Dürr 1992: 175). Die hier vorgelegten Ergebnisse deuten vor allem auf eine recht stabile Entwicklung eines personengebundenen, universitär verankerten Faches,<sup>15</sup> das weniger universale als raumzeitlich spezifizizierte Geltungsansprüche vertritt. Diese werden in der Öffentlichkeit dargestellt und verhandelt, wobei der bevorzugte Kontext politischer Natur ist. (Verstärkende) Medialisierungseffekte finden sich somit für die Soziologie im Bereich der Berichterstattung nicht. Die Disziplin zeigt sich allerdings als Teil gesellschaftlicher Aushandlungen, die zugleich auch als Maß für die Bewertung soziologischer Erkenntnisse dienen.

Gleichwohl bietet die standardisierte Analyse hier nur spezifische Antworten. Für die genaue Rekonstruktion von Übersetzungen soziologischer Erkenntnisse in massenmediale Darstellungen bedarf es freilich anderer Methoden (Renn 2006; 2018). Die Ergebnisse der qualitativen Analyse der Berichterstattung können hier jedoch nur angerissen werden (vgl. Korte 2018): Zentral erscheint die Übersetzung von hypothetischen in Faktenaussagen. Damit gelingt es Journalist\_innen auf der einen Seite, ihre Leser\_innen und die Öffentlichkeit über Verhältnisse und Entwicklungen der Gesellschaft zu informieren und Lösungsvorschläge zu formulieren. Auf der anderen Seite wird das wissenschaftliche Wissen damit von seinen Genesekontexten befreit, die aber doch für die Qualitätsprüfung des Wissens essentiell sind. Soziologische Aussagen über gesellschaftliche Wirklichkeit sind in einem spezifischen Sprachspiel verfasst, sie in andere Sprachspiele zu transformieren bedeutet Übersetzungsarbeit und verändert die Aussagen (vgl. Revers 2009). Die Soziologie eines Jargons zu verdächtigen, unterschlägt sowohl die realen Grenzen zwischen den Medien, dem Alltag und der Soziologie, erkennt aber auch den Gewinn nicht an, den diese Differenz für das Finden sachadäquater Lösungen bedeuten kann.

Soziologie wird auf vielfältige Weise Gegenstand der Presseberichterstattung. Es erscheint so, als müsse man sich um die Darstellung der Vielfalt soziologischer Forschung, von indikatorenbasierter Dauerbeobachtung, qualitativer oder theoretischer Analyse über die Einbettung der Disziplin in wissenschaftliche und andere Kontexte hin zu intellektuellen Interventionen keine Sorgen machen. Vielmehr offenbart sich die Stellung der Disziplin als normaler und diskutierter Bestandteil der Öffentlichkeit.

---

15 Auffällig im Vergleich zur Ökonomik und auch zur Ethnologie ist, dass außeruniversitäre Forschung eine kleinere Rolle spielt, wobei dies auch die Grenzen der Herangehensweise markieren könnte, mittels Disziplinennamen die Berichterstattung über soziologisches Wissen zu erfassen.

## Literatur

- Aulenbacher, B., Burawoy, M., Dörre, K., Sittel, J. (Hg.) 2017: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Bastow, S., Dunleavy, P., Tinkler, J. 2014: *The Impact of the Social Sciences. How Academics and their Research Make a Difference*. London: Sage.
- Beck, U., Bonß, W. (Hg.) 1989: *Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme-Dürr, K. 1992: *Social and Natural Science in German Periodicals. Communications*, vol. 17, no. 2, 167–176.
- Burawoy, M. 2015: *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Cassidy, A. 2008: *Communicating the Social Sciences*. In M. Bucchi, B. Trench (eds.), *Handbook of Communication of Science and Technology*. London: Routledge, 225–236.
- Cassidy, A. 2014: *Communicating the Social Sciences: A Specific Challenge?* In M. Bucchi, B. Trench (eds.), *Handbook of Communication of Science and Technology*. 2<sup>nd</sup> edition. London: Routledge, 186–197.
- Depenbrock, G. 1976: *Journalismus, Wissenschaft und Hochschule. Eine aussagenanalytische Studie über die Berichterstattung in Tageszeitungen*. Bochum: Studienverlag Dr. N. Brockmeyer.
- Felt, U. 2000: Die »unsichtbaren« Sozialwissenschaften: Zur Problematik der Positionierung sozialwissenschaftlichen Wissens im öffentlichen Raum. In C. Fleck (Hg.), *Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften*. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft 5. Opladen: Westdeutscher Verlag, 177–212.
- Fenton, N., Bryman, A., Deacon, D., Birmingham, P. 1998: *Mediating Social Science*. London: Sage.
- Fleck, C. 2008: *Die Soziologie und ihr Publikum*. In S. Sigmund, G. Albert, A. Bienfait, M. Stachura (Hg.), *Soziale Konstellation und historische Perspektive. Festschrift für M. Rainer Lepsius*. Wiesbaden: VS, 391–404.
- Imhof, K. 2011: *Die Krise der Öffentlichkeit. Kommunikation und Medien als Faktoren des sozialen Wandels*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Keller, R., Poferl, A. (Hg.) 2018: *Wissenskulturen der Soziologie*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kepplinger, H. 2014: *Die Geistes- und Sozialwissenschaften in den Medien*. In M. Dreyer, U. Schmidt, K. Dicke (Hg.), *Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität von morgen*. Wiesbaden: Springer VS, 125–127.
- Kocka, J. 2005: *Vermittlungsschwierigkeiten der Sozialwissenschaften*. APuZ 34–35, 17–22.
- Korte, J. 2018: *Dauerbeobachtungen der Gesellschaft. Wie Printmedien Sozialwissenschaften darstellen*. Münster: Unveröff. Dissertation.

- Maeße, J., Pahl, H., Sparsam, J. (Hg.) 2017: Die Innenwelt der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- Merton, R., Wolfe, A. 1995: The Cultural and Social Incorporation of Sociological Knowledge. *The American Sociologist*, vol. 26, no. 3, 15–39.
- Mulkay, M., Pinch, T., Ashmore, M. 1987: Colonizing the Mind: Dilemmas in the Application of Social Science. *Social Studies of Science*, vol. 17, no. 2, 231–256.
- Neun, O. 2019: Öffentliche Soziologie. Baden-Baden: Nomos.
- Osrecki, F. 2011: Die Diagnosegesellschaft: Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität. Bielefeld: transcript.
- Osrecki, F. 2012: Diagnosing the Present: Towards a Sociology of Medialized Social Science. In S. Rödder, M. Franzen, P. Weingart (eds.), *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. *Sociology of the Sciences Yearbook* 28. Dordrecht: Springer, 307–332.
- Peters, H. 1982: Vergleich physikalischer und soziologischer Wissenschaftsberichterstattung und Darstellung einiger Veränderungen auf den Wissenschaftsseiten von Zeitungen seit 1959. *SOZIOLOGIE*, 11. Jg., Heft 1, 37–45.
- Pürer, H. 2015: Medien in Deutschland. Presse – Rundfunk – Online. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Renn, J. 2006: Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie. Weilerswist: Velbrück.
- Renn, J. 2018: Makroanalytische Tiefenhermeneutik. Qualitative Sinnrekonstruktion als Gesellschaftsanalyse. In S. Müller, J. Zimmermann (Hg.), *Milieu – Revisited*. Forschungsstrategien qualitativer Milieuanalyse. Wiesbaden: Springer VS, 157–248.
- Revers, M. 2009: Sociologists in the Press. *American Sociologist*, vol. 40, no. 4, 272–288.
- Rödder, S., Franzen, M., Weingart, P. (eds.) 2012: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. *Sociology of the Sciences Yearbook* 28. Dordrecht: Springer.
- Schäfer, M. 2007: Wissenschaft in den Medien. Die Medialisierung naturwissenschaftlicher Themen. Wiesbaden: VS.
- Schäfer, M. 2012: Taking stock: a meta-analysis of studies on the media's coverage of science. *Public Understanding of Science*, vol. 21, no. 6, 650–663.
- Schäfer, M. 2018: Geisteswissenschaften in den Medien. Ein Überblick über Studien zur medialen Repräsentation der Geisteswissenschaften. In M. Luginbühl, J. Schröter (Hg.), *Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit*. Linguistisch betrachtet. Sprache in Kommunikation und Medien, Band 11. Bern: Peter Lang, 17–38.
- Schelsky, H. 1977: Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. München: dtv.
- Scheu, A., Volpers, A. 2017: Sozial- und Geisteswissenschaften im öffentlichen Diskurs. In H. Bonfadelli, B. Fähnrich, C. Lüthje, J. Milde, M. Rhomberg, M. Schäfer (Hg.), *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden: Springer VS, 391–404.
- Selke, S., Treibel, A. (Hg.) 2018: Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS.

- Summ, A., Volpers, A. 2016: What's science? Where's science? Science journalism in German print media. *Public Understanding of Science*, vol. 25, no. 7, 775–790.
- Tenbruck, F. 1984: *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen*. Graz: Styria.
- Wagner, P. 1990: *Sozialwissenschaften und Staat. Frankreich, Italien, Deutschland 1870–1980*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Weingart, P. 2008: *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.
- Weischer, C. 2004: *Das Unternehmen »Empirische Sozialforschung«. Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Oldenbourg.
- Weiss, C., Singer, E. 1988: *Reporting of social science in the national media*. New York: Russel Sage Foundation.
- Weßler, H. 1995: Die journalistische Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens und ihre Bedeutung für gesellschaftliche Diskurse. *Empirische Ergebnisse, theoretische Konzepte und Forschungsperspektiven*. *Publizistik*, 40. Jg., Heft 1, 20–38.
- Weßler, H. 1997: Verschlungene Pfade. Wie sozialwissenschaftliches Wissen in die Medienberichterstattung einfließt. *Relation: Medien – Gesellschaft – Geschichte*, 4. Jg., Heft 1, 117–148.
- Zuckerman, E. 2014: *Rewire! Warum wir das Internet besser nutzen müssen*. Bern: Huber.

## Das DFG-Netzwerk »Soziologie soziologischen Wissens«

*Martina Franzen, Monika Krause, Christian Dayé, Verena Halmayer, Julian Hamann, Nicole Holzhauser, Jasper Korte, Fran Osrecki, Andrea Ploder und Barbara Sutter*

Das wissenschaftliche Netzwerk »Die Soziologie soziologischen Wissens« wird seit Januar 2017 für einen Zeitraum von drei Jahren von der DFG gefördert. Im Rahmen des Netzwerks sollen wissenschaftssoziologische Perspektiven auf die Soziologie erörtert, ausgeweitet und durch gemeinsame Diskussionen und Publikationen im akademischen Diskurs verankert werden. Der folgende Beitrag hat die Form einer Diskussion unter den Netzwerkmitgliedern. Die Fragen stellten Martina Franzen und Monika Krause.

*Gehört es nicht zum Alltagsgeschäft der Soziologie, sich mit den Bedingungen der eigenen Wissenschaft und des eigenen Wissens zu beschäftigen, warum also ein wissenschaftliches Netzwerk zur »Soziologie soziologischen Wissens«?*

*Fran Osrecki:* Als Soziolog\*innen wissen wir überraschend wenig darüber, wie unsere Disziplin auf einer strukturellen Ebene funktioniert. Das hat mich dazu veranlasst, ein solches DFG-Netzwerk ins Leben zu rufen. Klar, wir verfügen idealerweise über inhaltliches Wissen in Bezug auf Debatten in unseren jeweiligen Spezialdisziplinen. Auch haben die meisten von uns eine Art professionelles Alltagswissen über Publikationspraktiken, Karrierewege, Drittmittelanträge und Themenkonjunkturen in der Soziologie. Aber sehr selten beschäftigen sich Soziolog\*innen unter Zuhilfenahme *soziologischer* Modelle, Theorien oder Methoden mit der Soziologie selbst. Einige wenige Soziolog\*innen forschen über die Geschichte unseres Faches, es gibt einen relativ randständigen Diskurs über die Besonderheiten der Sozialwissenschaften in

der Wissenschaftsphilosophie und manche Gesellschaftstheoretiker (zum Beispiel Bourdieu) haben immer wieder nach einer reflexiven Soziologie der Soziologie gerufen. All das vollzieht sich entweder an der absoluten Peripherie des Faches oder ganz außerhalb davon. Dabei ist die Soziologie als *Objekt* soziologischer Analysen extrem interessant. Denn es ist eine bunte Disziplin, die zum Teil diametral entgegengesetzte und miteinander oft unvereinbare Positionen unter einem Dach vereint. Dass es unter so einem Dach nicht immer friedlich zugeht, macht die Sache soziologisch so spannend.

*Andrea Ploder:* Ein Bewusstsein für die soziale Dimension soziologischer Wissensproduktion steht auch im Kern dessen, was Angelika Pofert und Reiner Keller die »reflexive Wende der Soziologie« genannt haben. Seit einigen Jahren interessieren sich Soziolog\*innen vermehrt dafür, wie Soziologie eigentlich gemacht wird. Unser Netzwerk versucht, die bestehenden Arbeiten systematisch zu bündeln und die verschiedenen Ansätze miteinander ins Gespräch zu bringen.

*Wie hat man sich einen solchen Dialog im Netzwerk denn vorzustellen?*

*Monika Krause:* Wir sind Wissenschaftshistoriker\*innen, Wissenschaftssoziolog\*innen und/oder geprägt von den *Science and Technology Studies*, informiert durch Differenzierungstheorien, Praxistheorien, Ethnomethodologie, Macht- und Konflikttheorien und Diskurstheorien. Da kann und soll man sich auch mal streiten. Jeder bringt eine andere Erzählung der Disziplingeschichte mit. Die Soziolog\*innen sind irritiert, dass die an den Naturwissenschaften orientierten *Science and Technology Studies* Mannheim und Merton nicht genug schätzen. STS-Forscher\*innen wollen anerkannt wissen, dass ihr Feld erst die Grundlage für eine symmetrische Betrachtung der Wissenschaft geschaffen hat (also dafür, erfolgreiche und erfolglose wissenschaftliche Bestrebungen mit gleichem Interesse und unter Rückgriff auf dieselben Erklärungsansätze zu betrachten); eine Vorgangsweise, die in der Beobachtung der Religion oder der Kunst unter Soziolog\*innen als selbstverständlich gilt. Unsere Diskussionen haben gezeigt, dass man viel voneinander lernen kann, wenn man sich auf konkrete Fragen einigt.

*Fran Osrecki:* In der Tat, das kann man. Das haben wir im Netzwerk zum einen dadurch befördert, dass wir eine große Bandbreite an Themen als Struktur der einzelnen Treffen festgelegt haben. Jedes Netzwerktreffen ist

einem bestimmten Thema<sup>1</sup> gewidmet; das diszipliniert nicht nur, sondern strukturiert auch unsere Debatte. Zum anderen haben wir versucht, die vielen paradigmatischen Frontlinien der Soziologie nicht einfach in unseren Debatten zu kopieren, sondern die Paradigmenstruktur des Faches selbst zum Thema zu machen. Wir haben im Laufe der Treffen immer wieder darüber diskutiert, welche soziologischen Paradigmata sich wann, wo und weshalb durchsetzen. Warum scheitern manche Methoden und Theorien, nur um wenige Jahrzehnte später wieder eine Renaissance zu erleben? Warum setzen sich manche Themen besser durch als andere? Wer wird zu einem soziologischen Superstar und nach Maßgabe welcher Kriterien?

*Martina Franzen:* Eine der Herausforderungen ist, Themen zu definieren, zu denen wir alle etwas beitragen können, und von denen jede/r Einzelne für die eigene Arbeit profitieren kann. Ein großer Mehrwert eines DFG-Netzwerks ist, dass wir aufgrund der Ressourcen internationale Gäste einladen können, mit denen wir über ihre Ansätze und Positionen ins Gespräch kommen können. So hatten wir beispielsweise das Glück, dass wir für unser zweites Netzwerktreffen »Paradigmenstruktur und Paradigmenwechsel in der Soziologie« Andrew Abbott von der Universität Chicago für unsere interne Diskussion und einen öffentlichen Vortrag<sup>2</sup> gewinnen konnten. Mit öffentlichen Gastvorträgen lässt sich zudem eine breitere Öffentlichkeit für unsere Themen erreichen.

*Welche Themen umfasste das Netzwerk bisher, welche sind noch geplant?*

*Fran Osrecki:* Thema des ersten Treffens war die oben kurz angerissene Frage, wie die Wissenschaftsforschung mit Sozialwissenschaften als Forschungsobjekt umgehen kann und welche Probleme dabei auftauchen. Im zweiten Treffen ging es um die Paradigmenstruktur der Soziologie. Beim dritten Treffen hatten wir, grob gesagt, die Performativität soziologischer Methoden ins Visier genommen. Thema des vierten und bislang letzten Treffens war der Bezug soziologischen Wissens zu außerakademischen Anwendungskontexten. Geplant ist zumindest noch eine inhaltliche Tagung zu institutionellen Veränderungsdynamiken der Soziologie. Hier soll es um die

---

1 <http://sociologyofsociology.com/termine/>

2 <https://www.youtube.com/watch?v=fSFkljMNegY>

Frage gehen, wie Publikations-, Bewertungs-, und Förderpraktiken die soziologische Wissensproduktion in den letzten Jahren verändert haben und ggf. in nächster Zeit verändern werden.

*Inwiefern ist die Soziologie ein besonderer Fall für die Wissenschaftsforschung?*

*Fran Osrecki:* Dass das Fach so wenig zentralisiert ist und, historisch betrachtet, die etablierten Ansätze schnell in eine Außenseiterposition gedrängt werden können, lässt für mich die Soziologie wie einen wissenschaftlichen Thriller erscheinen, dessen Protagonist\*innen wir alle sind. Aber nicht nur das fachinterne Hickhack finde ich interessant, sondern auch die Beziehungen der Soziologie zu ihrer außerwissenschaftlichen Umwelt.

*Julian Hamann:* Selbst hoch professionalisierte soziologische Analyseverfahren sind ja von politischen und moralischen Werturteilen durchzogen, die maßgeblich darüber bestimmen, wie einige unserer zentralen Begriffe (wie Ungleichheit, Status, Geschlecht, Rolle oder Klasse) im Forschungsalltag verwendet werden. Zudem diffundieren einige dieser basalen soziologischen Konzepte über verschlungene Wege in die Alltagssprache.

*Nicole Holzhauser:* In Frans Genre-Metapher macht das die Soziologie also auch zu einem historischen Epos, bei dem nicht immer klar ist, ob es je nach Gegenstand eher dokumentarischen oder fantastischen Charakter hat. Egal, ob reale Dynastien oder *Game of Thrones*, es ist auf jeden Fall immer auch ein Spiel um Machtverhältnisse und Einflussnahmen auf die Disziplin wie auch auf die Gesellschaft im Kleinen und Großen insgesamt.

*Fran Osrecki:* Genau! Daran wird deutlich, dass die Soziologie, anders als selbst viele Soziolog\*innen meinen, keineswegs eine »schwache« oder »unsichtbare« Disziplin ist. Nur allmählich erstarkt das Interesse für all diese und ähnliche Phänomene in der Wissenschaftsforschung oder in den *Science and Technology Studies*, wo man sich bislang vor allem für die Natur- und Technikwissenschaften interessierte. Genau deswegen müssen die hier ansonsten üblichen Ansätze zumindest adaptiert werden, um sie auf die Soziologie als Objekt anwenden zu können. Die Wissenschaftsforschung hat es sich ja zur Aufgabe gemacht, die Objektivitätsansprüche vermeintlich »starker« Disziplinen zu dekonstruieren. Wie aber kann in diesem Feld mit Disziplinen umgegangen werden, die keine starken Objektivitätsansprüche stellen? Hier sind in der gegenwärtigen Wissenschaftsforschung thematische Lücken erkennbar.

*Können wir von der Bewertungssoziologie lernen, wenn es darum geht, den Status der Soziologie genauer zu fassen?*

*Julian Hamann:* Wenn wir den Blick in die Disziplin hinein richten, sehen wir zunächst einmal, dass fachliche Richtungsstreits, thematische Konjunkturen und individuelle Karrieren in der Soziologie wie in anderen Disziplinen auch in einem Zusammenspiel von traditionellen und neueren Bewertungsregimes ausgetragen werden. Werden Fachzeitschriftenaufsätze und Drittmittelprojekte noch dem klassischen Peer Review unterzogen, so sind zunehmend auch die Effekte einer externen, oft kennzahlengesteuerten Evaluation zu spüren. Die Soziologie stellt hier zunächst einmal keinen Sonderfall dar. Sie ist von dieser Entwicklung nicht mehr oder weniger betroffen als andere Disziplinen. Eine erste Besonderheit ist aber vielleicht dennoch, dass Qualitätsurteile und Leistungsbewertungen in der Soziologie mitunter fragiler sind oder mehr Aushandlungsarbeit erfordern als in weniger stark binnendifferenzierten Fächern. Aber selbst in einem so diversen Fach wie der Soziologie sieht man am Ausstieg aus dem vom Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) durchgeführten Studiengangsrating, dass aus der Diversität durchaus eine fachübergreifende Position erwachsen kann. Eine zweite Besonderheit ist sicher, dass Soziolog\*innen über das fachliche Rüstzeug verfügen, um die sich in ihrer Disziplin vollziehenden Prozesse der Bewertung zu analysieren und ihre Effekte zu reflektieren. Festzuhalten ist, dass verschiedene Soziologien mittlerweile sehr unterschiedliche Vorstellungen davon entwickelt zu haben scheinen, was wichtige Fragen oder relevante Ergebnisse sind.

*Ist das denn ein Problem? Ihre Vielfalt wird doch immer als großer Vorteil der Soziologie beschrieben?*

*Julian Hamann:* Ich bin mir gar nicht sicher, ob wir es hier tatsächlich mit Vielfalt zu tun haben. Wo wird diese Vielfalt denn gelebt? Tatsächlich scheint die Soziologie doch eher in Spezialdiskurse fragmentiert zu sein, die dann oft ohne fachlichen Austausch nebeneinander herlaufen. Die Soziologie ist eben keine bunte Blumenwiese, sondern unterteilt in viele kleinere (und größere) Monokulturen. Die Fraktionen konkurrieren nicht nur um wissenschaftlichen Status sowie um Posten und finanzielle Mittel, sondern nicht zuletzt um fachliche und gesellschaftliche Deutungsmacht.

*Hat sich das öffentliche Bild der Soziologie über die letzten Jahre gewandelt?*

*Christian Dayé:* Zu den zentralen Befunden gehört, dass es das *eine* öffentliche Bild der Soziologie nicht gibt. Wie so vieles ist auch das in der Öffentlichkeit kursierende Bild der Soziologie nicht kohärent, sondern durchaus widersprüchlich. Soziolog\*innen sind weltfremd *und* politisiert; sprechen im Fachjargon *und* banalisieren Alltagswissen; sind Zahlenfetischist\*innen *und* eigentlich keine Wissenschaftler\*innen. Eine gute Beschreibung muss diese Widersprüche anerkennen und ihnen ausreichend Platz einräumen, ohne sie beseitigen zu wollen.

*Jasper Korte:* Was Soziolog\*innen jedoch eint, ist, dass sie in der Regel glauben, sie hätten eine schlechte Presse, Soziologie würde in den Massenmedien keine Rolle spielen und die Bedeutung für die Öffentlichkeit wäre früher stärker gewesen. Schaut man sich aber die massenmediale Präsenz mit soziologischen Methoden an, kann man erkennen, dass die Soziologie relativ häufig und stabil in der sogenannten Qualitätspresse erscheint.<sup>3</sup>

*Was wird denn da über die Soziologie geschrieben, und in welchen Medien?*

*Jasper Korte:* Die öffentliche Gestalt der Soziologie ist sehr vielfältig: Sie erscheint in unterschiedlichen Zeitungen, Zeitschriften und anderen Medien, in verschiedenen Ressorts und unter zahlreichen Themen, die Artikel fokussieren auf aktuelle Forschung, Kommentierung oder historische Entwicklung; soziologische Expertise wird genauso in der Berichterstattung benutzt wie Methoden oder Theorien referiert. Im Vergleich mit der Ökonomie fällt vor allem auf, dass es keine enge Kopplung zu einem zentralen Ressort, keine wiederkehrenden Ereignisse wie die Nobelpreisvergabe oder den Bericht der Wirtschaftsweisen gibt und außeruniversitäre Forschung eine kleinere Rolle spielt. So etwas wie die Dauerkonjunkturbeobachtung der Wirtschaftsforschungsinstitute gibt es für die Soziologie nicht, bzw. nicht unter dem Label Soziologie. Es scheint so, als würden gerade die angewandteren und institutionalisierteren Forschungen in der Öffentlichkeit unter eigenen Namen laufen, zum Beispiel Bildungsforschung.

---

<sup>3</sup> Siehe dazu den Beitrag »Soziologie in der Presse« auf S. 273ff. in diesem Heft.

*Also ist die Soziologie in den Medien doch randständig?*

*Jasper Korte:* Nein. Setzt man die Größen der Disziplinen Ökonomik und Soziologie in Relation, ist letztere sogar stärker in den Massenmedien vertreten. Das sagt jedoch noch nicht viel über die Bedeutung in der Öffentlichkeit aus. Darüber müsste man wohl ein eigenes Gespräch führen, hier nur so viel: Die wissenschaftlichen Expert\*innen für Gesellschaft sind die Soziolog\*innen, sie liefern in der Regel Befunde, Interpretationen und Erklärungen für alle möglichen sozialen Phänomene, und auch alle anderen »Gesellschaftsexpert\*innen« müssen auf Soziologie Bezug nehmen, wenn sie ernst genommen werden wollen. Soziologie ist zudem Teil der Ausbildung nicht nur von Sozialwissenschaftler\*innen, sondern auch von Lehrer\*innen, Polizist\*innen und vielen anderen. Dadurch normalisiert sich die Verwendung soziologischer Deutungs- und Argumentationsmuster und auch der Methodengebrauch. Gleichzeitig verschwindet so die Besonderheit soziologischen Wissens. Die Medien etwa übersetzen das theoretische und hypothetische Wissen der Soziologie in faktische Aussagen über die Gesellschaft. Damit können wir als Soziolog\*innen zwar davon ausgehen, dass die Disziplin die Gesellschaft verändert, wir haben aber große Schwierigkeiten dies trennscharf zu untersuchen, und die Rückwirkungen auf die Disziplin vollziehen sich wahrscheinlich hinter unserem Rücken.

*Barbara Sutter:* Womöglich sogar auf unserem Rücken? Die gesellschaftliche Relevanz von Soziologie war und bleibt ja ein Thema – auch in Konkurrenz zu benachbarten Fächern. Schaut man auf Bildungspläne für Schulen und Curricula im universitären Kontext von Lehrerausbildung, kann man durchaus von Verdrängung soziologischer Inhalte durch andere sprechen. Und: Auch wenn Soziologie beispielsweise in der Ausbildung von Lehrer\*innen eine Rolle spielt, tut sie dies in deren späterer Lehrtätigkeit oftmals nicht. Schaut man auf das Fach Sozialkunde, wird dies in den Lehrplänen der allgemein bildenden Schulen deutlich – der DGS-Ausschuss »Soziologie in Schule und Lehre« hat hier eine »durchgängig bedauernde Situation« diagnostiziert. Der Göttinger Aufruf der DGS »Soziologische Grundbildung für die Schule!« scheint bisher jedoch kaum Nachhall erfahren zu haben.<sup>4</sup> Eine Forderung im Kontext des Aufrufs: Soziologische Ausbildung für Lehrer\*innen muss eine andere sein als solche für angehende Soziolog\*innen.

---

<sup>4</sup> *Anm. der Red.:* Der Aufruf wurde in SOZIOLOGIE, Heft 1, 2019, S. 64ff. abgedruckt.

*Dies führt allgemeiner betrachtet zur Frage nach Adressatenorientierung soziologischer Expertise. Kann sie möglicherweise in Form von Beratung praktisch relevant werden?*

*Barbara Sutter:* »Gesellschaft« kommt ja bekanntlich nicht als soziale Adresse für Beratung in Frage, wohl aber ihre Organisationen. Interessant ist hier der Aufwind, den die Sozialwissenschaften und somit auch die Soziologie derzeit im Kontext Technischer Universitäten erfahren – und zwar mit dem Schritt zu technowissenschaftlicher Wissensproduktion unter der Maßgabe von Responsible Research und Innovation. Soziologie wird hier weniger als Beratung angefragt, sondern eher aufgrund der Anforderung, die »Gesellschaft« dabei zu haben. Für Soziolog\*innen mögen dabei Selbstbild und Fremdzuschreibung zwar in Konflikt geraten können (etwa wenn es eher um Ethik und/oder Akzeptanz neuer Technologien geht), aber es bieten sich zweifellos Räume, in denen sich die Relevanz soziologischen Wissens erweisen kann bzw. angesichts der an sie gerichteten Erwartungen beweisen muss – welche Rückwirkungen dies auf die Disziplin haben wird, lässt sich bisher nur vermuten.

*Andrea Ploder:* Wichtig ist auch zu sehen, dass nicht alle Teilbereiche der Soziologie gleich stark zu Wort kommen, und in medial stark repräsentierten Debatten (zum Beispiel rund um das Thema Migration) bestimmte soziologische Perspektiven mehr Aufmerksamkeit erfahren als andere.

*Im Netzwerk spielt die Geschichte der Soziologie eine zentrale Rolle. Was lernt man über die Gesellschaft, wenn man auf die Soziologiegeschichte blickt?*

*Verena Halmayer:* Wenn man weniger aus fachhistorischer Perspektive auf die Geschichte der Soziologie blickt, sondern fragt, wie die Disziplin ihre Konzepte, Gegenstände und Forschungsobjekte überhaupt erst ausgebildet hat, dann lässt sich vielleicht nicht so viel über *die* Gesellschaft als solche lernen. Aber man kann lernen, was bestimmte Forscher\*innen in konkreten Situationen als Gesellschaft konzipieren und wie sich diese Konzeptionen zu Vorstellungen von anderen Ganzheiten, etwa des Organismus, des Systems oder der Wirtschaft verhalten. Von Interesse sind insbesondere die Techniken und Methoden, die diese Gesellschaft erfassen sollen, also die verschiedenen Wege, auf denen Wissenschaftler\*innen versuchen, einer (wie auch immer gearteten) empirischen Wirklichkeit habhaft zu werden. Was sind die jeweiligen Kriterien für möglichst objektives Wissen? Inwiefern präformieren diese Techniken und Methoden ihr Untersuchungsobjekt? Inwiefern beinhaltet die spezifische Konfiguration des Faches den Wunsch nach

einem Einwirken und geht mit dem Entwurf bestimmter Zugriffsmöglichkeiten einher? Insofern lernt man mit der Geschichte der Soziologie auch über Gesellschaft, im Sinne von gesellschaftlichen Selbstverständnissen.

*Kann vielleicht die Soziologiegeschichte eine Informationsquelle für die Lücken und Forschungsbedarfe der Wissenschaftssoziologie der Soziologie sein?*

*Christian Dayé.* Man hat natürlich das Problem der fehlenden Distanz zum Gegenstand, wenn man als Soziologiehistoriker\*in der Soziologiegeschichte einen Nutzen für die Soziologie zuschreibt. Aber es gibt etliche Positionen, die so argumentieren. Das beginnt bei ziemlich praktischen Überlegungen, wie jener, dass sie als Gedächtnis der Disziplin fungiere und somit den Anteil jener Forschungen reduzieren könne, die in Unkenntnis des bereits vorhandenen Wissens »Entdeckungen« machen, die andere schon hatten. Daneben wird aber zweitens auch die Ansicht vertreten, dass die Soziologiegeschichte helfe, zentrale Begriffe zu historisieren und insofern zu relativieren. Zu verstehen, in welchen historischen Kontexten beispielsweise zentrale Begriffe wie Elite, Klasse oder Macht definiert und operationalisiert wurden, versetzt heutige Soziolog\*innen in die Lage, präziser und überlegter mit diesen Begriffen zu hantieren. Einer dritten Position zufolge kann man die Geschichte der Soziologie als Feld verstehen, in dem man verschiedene Arten von Thesen über Wissen in der Gesellschaft empirisch nachvollziehen, wenn nicht gar überprüfen kann, etwa Thesen zur Sozialität von Wissensproduktion, zur Psychologie des erkennenden Geistes oder allgemein zu Strukturmustern kultureller Entwicklung. Schließlich kann man noch die Position einer vierten Gruppe von Autor\*innen anführen, die sich der Soziologiegeschichte mit einem wissenssoziologischen Interesse nähert. Ausgangspunkt ist die Ansicht, dass in modernen Gesellschaften die Soziologie das vorrangige Organ der Selbstbeobachtung ist. Aus dem historischen Rückblick auf die Soziologie könne man also lernen, was die Gesellschaft zu unterschiedlichen Zeitpunkten über sich selbst zu wissen notwendig fand. Das wiederum ließe Rückschlüsse auf die Verfasstheit der Gesellschaft selbst zu.

*Was lehrt uns der Blick auf die Geschichte der Soziologie für aktuelle Fragen der Soziologie?*

*Nicole Holzhauser:* Der Blick in die Geschichte der Soziologie erlaubt es uns, die sozialen Prozesse der Soziologie als Wissenschaft, die uns in der Gegenwart selbst betreffen, aus einer gewissen zeitlichen Distanz heraus, wenn man so will, vom Ende her und damit als eher unbeteiligte Beobachter zu betrachten. Mit anderen Worten, es ist schlicht unproblematischer, eine zu heutigen Wissenschaftsproblemen vergleichbare historische Situation als Beispiel anzuschauen, weil eine Untersuchung von deren sozialen Prozessen und Geschehnissen wie auch diese selbst keine unmittelbaren, neuen Konsequenzen mehr für die heutige Wissenschaft und damit für uns selbst haben. Die Soziologiegeschichte ist sozusagen ein historisches Reallabor, in dem wir bestimmte Fragestellungen zur sozialwissenschaftlichen Wirklichkeit in den Blick nehmen können.

*Aber ergeben sich beim Versuch, die Fachgeschichte für die genannten Vorhaben gegenwartsbezogen zu nutzen, nicht methodische Probleme?*

*Nicole Holzhauser:* Dieser historische Zugang hat den Vorteil, dass sich die konkrete Untersuchungssituation durch uns und unsere Fragen nicht mehr während der Analyse reaktiv verändern kann. Die Vergangenheit ist vergangen. Das bedeutet zwar auch, dass wir keinen Einfluss mehr auf das Untersuchungsmaterial haben, das uns zur Verfügung steht; es kann beispielsweise nicht mehr erweitert werden – wir können den historischen Personen keine neuen Fragen mehr stellen oder nachträglich neue Beobachtungen bei bereits vergangenen sozialen Ereignissen vornehmen. Das Material kann sich uns aber auch nicht flexibel entziehen, Personen können sich aufgrund unserer Forschung nicht anders verhalten. Dadurch bietet sich uns ein vielversprechender historisierender Zugang zum Feld der Soziologie, um konkrete Zusammenhänge zu rekonstruieren und bisweilen abstrakte Mechanismen aufdecken zu können, die auch für die heutige Wissenschaft von Bedeutung sind und für diese weiter untersucht werden können. So können wir uns beispielsweise anschauen, welche Konsequenzen es für die Entwicklung soziologischen Wissens hat, wenn ein politisches System durch Machtausübung von außen starken Einfluss auf die Auswahl des Personals der Wissenschaft hat und es eine Zensur bestimmter Denkrichtungen und damit eindeutige implizite und/oder sogar explizite Deutungsgesetze gibt, wie

etwa im Nationalsozialismus. Solche empirischen Einsichten, wie jene zur Soziologie im Nationalsozialismus, können uns helfen, heutige politische Systeme vergleichend auf ihre unterschiedlichen Einflüsse auf die Soziologie sowie die Funktionen der Soziologie in unterschiedlichen gesellschaftlichen Konfigurationen zu hinterfragen. Auch können wir historisch einigermaßen unproblematisch untersuchen, wie Machtkonflikte um sozialen Einfluss in einer Disziplin zum Beispiel über Positionen in (sozial-)wissenschaftlichen Fachgesellschaften ausgetragen wurden, in welchen Konstellationen bzw. unter welchen Rahmenbedingungen solche Konflikte kooperativ oder eskalierend ausgetragen wurden und welche Konsequenzen das Verhalten von einzelnen Akteur\*innen für die Entwicklung bzw. Ausgestaltung der Wissenschaft hatte.

*Julian Hamann:* Ich möchte auch unterstreichen, dass ein historischer Zugang nicht nur methodologische Probleme mit sich bringt, sondern auch genuine Möglichkeiten eröffnet, die eine aktualistische Soziologie nicht hat. Bestimmte Fragestellungen und Untersuchungsgegenstände – Nicole hat bereits die Vergabe von Positionen in Fachgesellschaften genannt, ich würde das Beispiel auf Rekrutierungsmechanismen im Allgemeinen ausweiten – lassen sich ganz anders untersuchen, wenn sie fachpolitisch abgekühlt sind. Der Zugang über Akten ist ebenfalls ein Ansatz, der sicher – wie jeder andere Ansatz auch – sorgfältig reflektiert werden muss, aber eigene Einsichten eröffnen kann.

*Wie unterscheidet sich die Herangehensweise der Wissenschaftsgeschichte von einer soziologischen Theoriegeschichte bzw. den Reflexionen praktizierender Sozialwissenschaftler\*innen?*

*Verena Halsmayer:* Das hängt natürlich von der konkreten Forschung ab. Ein wichtiger Punkt ist sicher, dass sich die Wissenschaftsgeschichte nicht nur für die Ideen oder Theorien einer bestimmten Wissenschaft interessiert, sondern für alle möglichen Aspekte und Umstände wissenschaftlichen Arbeitens. Ein Beispiel wären die Untersuchungen einer Kollegin, die sich mit »Fragebatterien« der Empirischen Sozialforschung auseinandersetzt. Als wesentliches Forschungsinstrument haben diese Batterien ihre eigene Geschichte, haben bestimmte Auffassungen des Untersuchungsgegenstands eingeschrieben und ihre eigenen Pfadabhängigkeiten – teils werden die dann in der Forschung reflektiert, teils werden sie aber auch schlicht hingenommen oder ignoriert und zwar nicht nur aus pragmatischen Gründen, sondern weil sonst die Anschlussfähigkeit an frühere Forschung fehlt. Hier interessiert dann, wie auf einer ganz kleinteiligen Ebene der Forschung, Instrumente,

Verfahren und Gegenstandskonstitution ineinandergreifen: Wie die Fragebatterien als Mittel dienen, um Forschungsergebnisse möglichst objektiv werden zu lassen, und welche Vorstellungen von validem Wissen damit einhergehen. Und inwiefern Instrumente Forschungsverfahren prägen und festlegen, aber auch wie konkrete Forschungspraktiken davon abweichen können, diese Instrumente anders einbetten etc.

*Dieser historische Blick lässt sich allerdings nicht nur auf die Herstellung von soziologischem Wissen, sondern auch auf seine Zirkulation werfen ...*

*Verena Halsmayer:* Genau, eine weitere Fragestellung wäre beispielsweise, wie es sozialwissenschaftliches Wissen, das zuerst lokale Bedeutung erlangt, an einem konkreten Ort und in einer spezifischen Situation entwickelt und anerkannt wird, zu breiterer Bedeutung bringt, auch an anderen Orten und in anderen Kontexten relevant, wirksam und verlässlich wird. Welche Bedingungen muss es dabei erfüllen und welche Rolle spielt dabei seine konkrete Verfasstheit – etwa die numerische Form oder der pamphletartige Zuschnitt? Was lässt manche Forschungsergebnisse in der Disziplin, aber auch in verschiedenen außerwissenschaftlichen Zusammenhängen weiter zirkulieren und manche nicht? Welche entwickeln sich unter welchen Umständen zu Fakten? In gewisser Weise, Fran hat das vorhin schon angesprochen, geht es hier um Fragen, die die Wissenschaftsgeschichte, -forschung und -soziologie schon lange stellen, nun aber in Hinblick auf die Sozialwissenschaften – ohne dass es dabei irgendein Modell gäbe, das übernommen werden könnte. Wie lassen sich Fragen, die bislang die Erforschung von Laboren, naturwissenschaftlichen Expert\*innenkommissionen und Popularisierung von Wissenschaft betrafen, in Bezug auf soziologische Theoriebildung, sozialwissenschaftliche Expertise, Beobachtung und Experimentation stellen?

*Gerade war von Experimenten, zuvor von Fragebatterien in der Empirischen Sozialforschung die Rede. Spielt die Methodenwahl eine besondere Rolle in der Soziologie?*

*Andrea Ploder:* In der deutschsprachigen Soziologie haben Methoden und Methodologien einen großen Stellenwert. Abgesehen von ›reiner Theorie‹ basiert fast jede soziologische Arbeit auf der Anwendung von Methoden, viele Soziolog\*innen engagieren sich auch in der Diskussion methodologischer Fragen. Die Präferenz für bestimmte Methoden spielt deshalb eine

ganz zentrale Rolle für die tägliche Arbeit von Soziolog\*innen, aber auch für fachinterne Kontroversen, Karrierestrategien etc.

*Nicole Holzhauser:* Überhaupt die Tatsache, dass es den Begriff »reine« Theorie in der Soziologie gibt, die vermeintlich vollständig unabhängig von ihrer empirischen Überprüfung durch Anwendung bestimmter Forschungsmethoden gedacht werden kann, verweist auf ein wissenschaftssoziologisch spannendes Phänomen; nämlich auf die Frage nach der Funktion von Theorie und Empirie sowie auf die Beziehung zwischen Theorie und empirischer Prüfung (auf Basis von bestimmten Methoden, die wiederum selbst abhängig von ihrer theoretischen bzw. methodologischen Begründung sind). Dies kann man auch in die andere Richtung denken: Manche Zweige der Soziologie sind ohne erkennbares Ziel der Theorieentwicklung derart empirisch aufgestellt, dass der Eindruck von »reiner« Empirie als Selbstzweck entstehen könnte.

*Andrea Ploder:* Aus wissenschaftssoziologischer Sicht wirft das viele interessante Fragen auf. Zum einen spielen Methodenwahl und -anwendung eine maßgebliche Rolle dafür, welches Wissen in der Soziologie produziert wird. Aber wie genau hängen Methoden und Wissensproduktion zusammen? Des Weiteren lässt sich zeigen, dass Präferenzen für bestimmte Methoden eine wichtige Funktion für die Binnendifferenzierung der Soziologie haben. Das Spektrum soziologischer Methoden ist groß, und nicht alle teilen dieselben epistemologischen und handlungstheoretischen Grundlagen. Im Lauf der Zeit haben sich methodische Cluster gebildet, deren Grenzen immer wieder neu verhandelt werden. Neben den klassischen Teilbereichen der Soziologie bilden diese Cluster eine wichtige »Bruchstelle« für die Binnendifferenzierung des Fachs. Aber wo verlaufen diese Bruchstellen? Welche Dynamiken bestimmen die Diskurse über Vereinbarkeit bzw. Unvereinbarkeit bestimmter Methoden miteinander und mit dem Selbstverständnis des Fachs? Eine weitere interessante Frage ist, wie Methoden überhaupt entstehen und wie sie verändert werden. In der Soziologie ist eine Präferenz dafür erkennbar, einen großen Teil des Forschungshandelns zu »methodifizieren«. Einzelnen Tätigkeiten im Forschungsprozess wird besondere epistemologische Relevanz zugeschrieben (zum Beispiel der Stichprobenziehung in der Umfrageforschung), sie werden einer systematischen methodischen Reflexion zugeführt und methodisch überformt. Andere Aspekte des Forschungsprozesses bleiben methodisch unterbestimmt (zum Beispiel das Schreiben soziologischer Texte). Aber wie können wir die Entwicklung und Veränderung von

Methoden im Einzelnen beschreiben? Solche und ähnliche Fragen stehen im Kern einer Soziologie soziologischer Methoden.

*Verena Halmayer:* Das ist eine der Fragen, die mich im Rahmen des Netzwerks am meisten beschäftigen. Wenn es nicht darum gehen soll, soziologische Wissensproduktion zu optimieren, sondern sich die Soziologie als Wissensform mit ihren Eigenheiten, ihren konkreten Umständen und Bedingungen vor Augen zu führen: Ist dies von innen heraus, aus dem Fach, überhaupt zu bewerkstelligen? Immerhin muss man das Fach selbst zum fraglichen Gegenstand machen und kann es nicht als Ganzes voraussetzen.

*Was folgt daraus? Muss die Soziologie der Soziologie also besser von Outsidern betrieben werden?*

*Fran Osrecki:* Das denke ich nicht. Denn solche Meta-Debatten anderen Disziplinen zu überantworten, bedeutet oft die Abkehr von einer genuin soziologischen Herangehensweise. Wenn zum Beispiel Wissenschaftsphilosoph\*innen über Soziologie sprechen, tun sie das natürlich in wissenschaftsphilosophischer Weise, indem sie sich mehr für die Frage interessieren, wie »gute« Soziologie funktionieren *sollte*, statt der Frage nachzugehen, welche sozialen Faktoren dazu beitragen, dass die Soziologie so funktioniert, wie sie eben funktioniert. Klar ist aber, dass wenn man sich als Soziolog\*in mit Soziologie beschäftigt, dafür eine große Distanz zu den eigenen präferierten Theorien und Methoden einnehmen muss. Wenn aus soziologischer Perspektive gefragt wird, warum ein soziologischer Ansatz zu einer gegebenen Zeit besonders stark rezipiert wurde, kann man nicht einfach sagen: weil er objektiv besser war als die Alternativen. Auch und gerade bei Ansätzen, mit denen man sich intellektuell identifiziert, müssten Soziolog\*innen immer die Frage stellen, ob es denn sein könnte, dass diese Theorie oder Methode auch mithilfe außerwissenschaftlicher (zum Beispiel politischer, ökonomischer, medialer etc.) Ressourcen an Prominenz gewonnen hat.

*Martina Franzen:* Was wir aktuell in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und in der Soziologie im Besonderen zusätzlich beobachten können, ist eine Hinwendung zur Informatik bzw. zu den Data Sciences, verhandelt unter anderem unter dem Schlagwort *Computational Social Sciences*. Mit dem *computational turn* in der Wissenschaft geht das Versprechen einher, mit Big Data zu höheren Erkenntnissen zu gelangen, *big is beautiful*. Anstatt aber der Big Data-Vision blind hinterher zu jagen oder umgekehrt die neue Datenvielfalt

schlicht zu ignorieren, täte die Soziologie aus meiner Sicht gut daran, ihr methodisches Portfolio insgesamt zu bündeln und entlang neuer digitaler Möglichkeiten zu schärfen – statt wie aktuell – nach innen zu bekämpfen. *Big Data Methodologies* sind vielfältig; sie können sowohl hypothesenprüfend als auch hypothesengenerierend zum Einsatz kommen. Mit der bloßen Anreicherung der Datenbasis in der empirischen Sozialforschung sind die Möglichkeiten einer digitalen Soziologie bei weitem noch nicht ausgeschöpft. So gehören die Reflexion methodischer Selbstverständnisse und deren soziale Einbettung zum Kern einer Soziologie der Soziologie. Eine der brisanten Fragen ist, inwiefern sich aus den derzeit aufgenommenen Kooperationsbeziehungen zwischen Soziologie und Data Sciences nicht zukünftig doch eher Konkurrenzsituationen entwickeln.

*Tatsächlich scheint sich die Konkurrenz um Deutungsmacht eher im Inneren der Soziologie abzuspielen, Stichwort Akademiestreit.*

*Julian Hamann:* Soziologische Kämpfe haben eine symbolische und eine materielle Stoßrichtung. Diese strategische Komponente könnte in den Auseinandersetzungen um die »Akademie für Soziologie« eigentlich beispielhaft herausgearbeitet werden. Hier zeigt sich besonders deutlich, dass eine Soziologie der Soziologie noch in den Kinderschuhen steckt: Niemand zweifelt an der disziplinenpolitischen Relevanz der »Akademie für Soziologie«, aber der wissenschaftssoziologische Schatz ist noch zu heben.

*Fran Osrecki:* Die institutionelle Spaltung zwischen DGS und der »Akademie für Soziologie« ist in der Tat ein interessanter Fall. Wie aber kann man sich zu so einem Streit soziologisch äußern, ohne eine der beiden Seiten pauschal zu verurteilen? Indem man eine Soziologie der Soziologie betreibt! Eine Möglichkeit, fachinterne Differenzen soziologisch zu thematisieren, ist es zu untersuchen, wie solche Debatten in außerwissenschaftlichen Kontexten interpretiert und gerahmt werden. So ist es interessant zu beobachten, für wie viele Ärgernisse manche soziologischen Ansätze in den letzten Jahren verantwortlich gemacht wurden. Der Sozialkonstruktivismus habe eine *post-truth politics* befeuert, die *identity studies* hätten die ideologische Spaltung westlicher politischer Systeme verstärkt. Ob diese Kausalannahmen stimmen und ob die Sozialwissenschaften tatsächlich eine derartige Prägekraft besitzen, sei dahingestellt. Aber nur eine Soziologie der Soziologie kann dabei helfen, Fragen dieser Art zu beantworten.

*Kann die Soziologie der Soziologie in diesen oder jenen Auseinandersetzungen beratend tätig werden?*

*Monika Krause:* Die Soziologie der Soziologie kann auch inhaltlich, auf den Kern der Wissensproduktion bezogen Anstöße geben. Ich finde – vielleicht im Gegensatz zu Verena – dass »die Soziologie als Wissensform mit ihren Eigenheiten verstehen« und »soziologische Wissensproduktion optimieren« einander gar nicht grundsätzlich ausschließen. Natürlich muss man sich für die Soziologie der Soziologie konsistent und mit einer gewissen Ausdauer auf soziologische, empirisch offene Fragestellungen die Soziologie betreffend einlassen. Das heißt aber nicht, dass die Ergebnisse einer solchen Untersuchung nicht auch nützlich für die Wissensproduktion der Soziologie sein können. Die Soziologie der Soziologie kann wie jede andere Soziologie im ursprünglichen Sinn kritisch wirken, das heißt, sie kann zeigen, »was ist« im Kontext dessen, was möglich sein könnte. Das kann man auf den politischen Kontext beziehen, ich sehe aber auch einen Gewinn in der Diagnose von Mustern in der Produktion von Aufsätzen, in der Verbindung von Kategorien und Fällen und von Themen und Methoden zum Beispiel, und in der Rezeption und Zirkulation dessen, was dann »Theorie« genannt wird. Wenn man als Soziolog\*in der Soziologie zeigen kann, wo die ausgetretenen Pfade sind, kann man auch darüber reden, ob manche der ungenutzten Möglichkeiten wissenschaftlich etwas bringen könnten.

*Martina Franzen:* Die Tatsache, dass man als Wissenschaftler\*in selbst zum Feld gehört, das man untersucht, erfordert eine doppelte Reflexivität, um die für wissenschaftliche Erkenntnisbildung nötige analytische Distanz einzunehmen. Während in anderen Fächern der Soziologie die Grenze zwischen Forschung und Praxis relativ deutlich gezogen und akzeptiert ist (zum Beispiel Arbeitsmarktforschung), gehört es zum Geschäft der Wissenschaftssoziologie und insbesondere der Soziologie der Soziologie, dass *Boundary Work* auch die Kolleg\*innen im eigenen Fach einschließt. Grenzarbeit ist in diesem Fall karrieretechnisch riskant, aber wissenschaftlich ebenso notwendig. Wissenschaftssoziologie ist eben nicht mit Wissenschafts- oder Hochschulpolitik und erst recht nicht mit Professions- oder Identitätspolitik gleichzusetzen. Nur muss die Wissenschaftssoziologie nach meiner Ansicht ihre Ergebnisse noch stärker nach außen tragen, um ihren analytischen und diagnostischen Mehrwert zu demonstrieren.

# Die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vor 110 Jahren

*Uwe Dörk, Sonja Schnitzler, Alexander Wierzock<sup>1</sup>*

Als sich am 7. März 1909 Georg Simmel, Ferdinand Tönnies, Max Weber und 36 andere Personen im Berliner Grandhotel Esplanade unter den Augen einer handverlesenen wissenschaftlichen und journalistischen Öffentlichkeit zusammenfanden, um die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie auszurufen, gab es im deutschen Sprachraum weder Lehrstühle für Soziologie noch ausgebildete Soziologen, geschweige denn Soziologinnen. Die ersten Lehrstühle wurden zehn Jahre später, 1919, an den Universitäten in Frankfurt am Main (Franz Oppenheimer) und Köln (Max Scheler und Leopold von Wiese) eingerichtet. Bereits im Dezember 1908 hatte man sich auf Einladung Simmels zur Vorbesprechung getroffen (Rammstedt 2012: 835) und am 3. Januar 1909 eine Gründungsversammlung in Form einer konstituierenden Sitzung in der Berliner Spichernstraße 17 abgehalten, von wo aus Hermann Beck seinen Bibliographischen Zentral-Verlag dirigierte und nun auch als Sekretär der neuen soziologischen Gesellschaft fungierte. Am 30. Januar 1909 wurde bereits eine erste provisorische DGS-Vorstandssitzung abgehalten, an der neben Tönnies auch Heinrich Herkner und Alfred Vierkant teilnahmen. Wie die Ortswahl des exklusiven Hotel Esplanade am Potsdamer Platz signalisiert, wurde zur Versammlung im März die Gründung der DGS öffentlichkeitswirksam inszeniert, eröffnet durch Tönnies mit einer Skizze der Vereinsziele und einem anschließenden Vortrag Simmels über »Die Aufgaben der Soziologie« (Rammstedt 2013: 830, 839ff.; Lepsius 2001: 9f.;

---

<sup>1</sup> Der Beitrag entstand im weiteren Rahmen des von der DFG geförderten und von Hans-Georg Soeffner am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen geleiteten Forschungsprojekts zur Geschichte der DGS.

Dörk 2018a: 812f.). Mehrere überregionale Zeitungen berichteten über die Neugründung und ihre wissenschaftlichen Ziele.<sup>2</sup>

Der entscheidende Gründungsimpuls geht mutmaßlich darauf zurück, dass Simmel und Rudolf Goldscheid, der 1907 bereits die Soziologische Gesellschaft in Wien errichtet hatte, deren Integration in das von René Worms geleitete Pariser Institut International de Sociologie (IIS) verhindern und gleichzeitig der Gründung einer Berliner Dependance des Institut de Sociologie Solvay zuvorzukommen wollten (Dörk 2018a: 811; Rammstedt 2012: 835).

Überschattet wurde die Gründung von der Kontroverse über Werturteilsfreiheit, die zunächst in diversen Zeitschriften und den Generalversammlungen des Vereins für Socialpolitik (VfS) geführt wurde. Involviert waren insbesondere der VfS-Vorsitzende Gustav Schmoller und sein Kontrahent Max Weber, welchem sich auch dessen Bruder Alfred, Werner Sombart und andere anschlossen. Da einige Mitglieder des VfS trotz ihrer werturteilsbejahenden Haltung der neu gegründeten Gesellschaft beitraten, etwa Goldscheid und Leopold von Wiese, wurde dieser Streit auch in die DGS importiert, zumal sich auch einige sozialpolitisch bewegte Mitglieder gewisser Werturteile nicht enthalten wollten (Albers 2010: 14ff.; Neef 2012: 102, 155f., 261ff.; Dörk 2018a: 820ff.; Lichtblau 2018: 19).

Im internationalen Vergleich erfolgte die Gründung der DGS spät. Nicht nur in Frankreich, wo schon 1872 in Paris eine »Société de sociologie« sowie 1893 das IIS gegründet worden waren, sondern auch in Tokyo (1896), Brüssel (1899), Budapest (1901), London (1904), Baltimore (1905), Wien (1907) und Graz (1908) waren zuvor wissenschaftliche Verbände ins Leben gerufen worden, die sich dem noch offenen Feld soziologischer Gesellschaftsanalyse verschrieben hatten.

Die ersten Statuten der DGS orientierten sich eng an denen der Wiener Gesellschaft, beide wiederum entsprachen grob der Verfassung des IIS. So lag der primäre Zweck der Vereinigungen in der Vortragsorganisation, dem geselligen Austausch und der Verbreitung der soziologischen Methode. Wäre es nach Rudolf Goldscheid gegangen, hätte sich die DGS als deutsche Dependance in die Reihe der »verschiedenen soziologischen Gesellschaften einfügen« und in eine Phase »internationaler Arbeit bei der Erforschung der menschlichen Gesellschaft« eintreten sollen (Arbeiter-Zeitung, 10. März 1909). Die DGS sollte demnach als Tochtergesellschaft in das akademische Projekt des IIS integriert werden und unter René Worms als transnationale

---

2 Berliner Tageblatt, 8.3.1909; Grazer Tageblatt, 7.3.1909; Hamburgischer Correspondent, 8.3.1909; Neue Freie Presse, 8.3.1909; Norddeutsche Allgemeine Zeitung, 8.3.1909.

Sammelstätte soziologischer Kommunikation operieren. Doch der deutsche Ableger emanzipierte sich nicht zuletzt aufgrund vermeintlicher oder tatsächlicher Vereinnahmungstendenzen des IIS rasch von seinen Vorbildern und schlug schon im Oktober 1909 mit einer von Max Weber formulierten neuen Satzung einen anderen Weg ein (Dörk 2018a: 811; Rammstedt 2012: 835; Rol 2009: 377ff.; Gülich 1992: 105ff.).

Die DGS sollte sich Weber zufolge nun in erster Linie kollektiven Großforschungsvorhaben widmen, wie sie bis dato von den großen Editionen und Nachschlagewerken in den Geisteswissenschaften betrieben und mit der späteren Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911 in den Naturwissenschaften realisiert wurden. Mit dieser Statutenänderung war die Unterteilung der DGS-Mitglieder in drei Klassen verbunden: Zum einen wurde die Kategorie der »Unterstützenden« eingeführt, die einen regulären Mitgliedsbeitrag entrichten mussten, bei Mitgliedsversammlungen aber weder teilnahme- noch entscheidungsberechtigt waren. Außerdem sah man als »ordentliche Mitglieder« Personen vor, die aufgrund ihrer fachlichen – im Wortlaut »fachmännischen« (Helene Simon erhielt als einzige Frau diesen Status) – Kompetenz als voll stimmberechtigt anerkannt wurden und über ihre Beitragshöhe frei entscheiden durften. Als dritte Kategorie waren »Stifter« vorgesehen, die dank ihres monetären Engagements immerhin an Mitgliederversammlungen teilnehmen, aber nicht mit abstimmen durften. Die Deklassierung zahlreicher bis dato regulärer Mitglieder sorgte für Missstimmung vieler Beteiligter. Für Stifter war die Konstruktion nicht attraktiv, doch stand dahinter die Absicht Webers, den monetären Einfluss auf die Erkenntnisproduktion strukturell auszuschließen. Ebenso entschieden sollten der Honorarencharakter der Gesellschaft vermieden und soziologische Kompetenz als alleinige Bedingung der Teilhabe an Forschungsentscheidungen gelten. Mit dieser Ausrichtung sah sich die DGS auf der Höhe ihrer Zeit und im Bereich der Sozialwissenschaften als Avantgarde. »Forschung statt Raisonement« war die Parole, die sich deutlich gegen das transnationale Soziologieprojekt Wormsscher und Goldscheidscher Prägung richtete (Dörk 2018a: 813ff.; Neef 2019: 57ff.).

Im Jahr 2019 hat die DGS über 3.200 Mitglieder, 35 Sektionen, zwei Arbeitsgemeinschaften und mehrere Arbeitskreise. Zum Zeitpunkt ihrer Gründungsversammlung umfasste sie 71 Personen (Vossische Zeitung, 8. März 1909) und kam bis zum Ersten Weltkrieg nicht über 266 Mitglieder hinaus. Als Zweck des Vereins gab die im Herbst 1909 verabschiedete, von Max

Weber erneuerte Satzung allein »die Förderung der soziologischen Erkenntnis« an, die mittels »wissenschaftlicher Untersuchungen und Erhebungen«, durch »Veröffentlichungen« und periodische »Soziologentage« erreicht werden sollte. Die »Vertretung« praktischer »Ziele« ethischer, politischer, religiöser oder ästhetischer Art wurde explizit abgelehnt und auf den Soziologentagen geäußerte Werturteile wurden mit Rederechtsentzug geahndet. Zielvorstellungen wie die Förderung des wissenschaftlichen Austauschs, der Nachwuchsrekrutierung, Internationalisierung, Verbreitung wissenschaftlichen Wissens und Koordination soziologischer Lehre, die sich damals schon langsam etablierte, wurden im Unterschied zur heutigen Satzung (vgl. DGS 2013), aber auch zur ersten Fassung der DGS nicht mehr genannt. Als Kernaktivität der neuen forscherschen Akzentsetzung sahen die Statuten stattdessen Ausschüsse vor, von denen drei zunächst eingerichtet wurden: 1. eine statistische Abteilung, 2. eine Presse-Enquete und 3. eine sozialbiologische Sektion. Der erste Ausschuss trennte sich unter dem Namen »Deutsche Statistische Gesellschaft« rasch von der DGS. Der zweite litt erst an mangelnder Geldakquise und endete dann in einem bis zur Duellforderung ausgetragenen Konflikt Max Webers mit einem Pressevertreter. Der dritte Ausschuss provozierte gleich bei seiner Gründungsversammlung im Januar 1914 einen Eklat, nachdem Ferdinand Tönnies mit dem Eugeniker Alfred Grotjahn, einem seiner Schüler, und dem DGS-Sekretär Hermann Beck in der Werturteilsfrage in Streit geraten war. Die Debatte hatte bereits die ersten beiden Soziologentage von 1910 und 1912 überschattet (Dörk 2018a: 816, 821).

Da die DGS es bisher auch nicht vermocht hatte, die in der Satzung vorgesehene Position des Vorsitzenden zu besetzen, war sie ein äußerst fragiles Provisorium geblieben, nun drohte ihr der Bruch. Ebenso litt sie an ihrer akademisch wenig arrivierten, heterogenen Mitgliedschaft, welche deutlich konträre Anschauungen vertrat und sich gleichzeitig keiner Werturteile enthalten konnte (Lepsius 2011: 12ff.; Dörk 2018a: 816, 821ff.). Die frühe DGS war kurzum ein ambitioniertes Projekt mit einer reflektierten Architektur, wurde aber nie im Sinne ihrer Verfassung vom Oktober 1909 realisiert. Nach zwei konfliktreichen »Soziologentagen«, drei erfolglosen Ausschussbildungen, zahlreichen Austritten (insbesondere denen von Georg Simmel 1913 und Max Weber 1914) und einem vergeblichen Engagement als »Auslandsinformationsdienst« im Ersten Weltkrieg war sie personell, ideell und finanziell erodiert. Ihre Aktivitäten kamen zwischen 1914 und 1918 weitgehend zum Erliegen. Im Mai 1920 wurde sie nach Abstimmung mit Rudolf Goldscheid durch Tönnies und Werner Sombart handstreichartig suspendiert

und nach einer längeren Findungsphase im Jahr 1922 neu gegründet (Dörk 2018b: 835ff.).

Der Weimarer Verfassung entsprechend erhielt die DGS nun mit Ferdinand Tönnies eine präsidiale Führung, während der geschäftsführende Ausschuss unter Leopold von Wiese als Sekretär den organisatorischen Teil der Verbandsarbeit leistete. Hinzu trat ein Rat, der gleichsam parlamentarisch die divergierenden soziologischen Richtungen repräsentierte und ambitionierte Lehrstuhlinhaber (allesamt Männer) integrierte. Die über ein Patensystem kooptierte und durch den Rat kontrollierte Mitgliedschaft wurde auf 120 bis 150 Personen begrenzt, zugleich aber für österreichische Soziologinnen und Soziologen geöffnet. Unter diesen Vorgaben formierte sich ein einflussreicher Kreis an Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Politik, der das Gegenteil des »Salon des refusés« darstellte, mit dem Max Weber die Vorkriegs-DGS assoziiert hatte (Weber 1994: 656), auch wenn er konfessionell, politisch und stratifikatorisch offen und heterogen blieb. Neben akademisch Unetablierten aber soziologisch Interessierten zog er Präsidenten, Minister, Diplomaten und prominente Wissenschaftler/innen an. Die DGS entwickelte sich so zu einer für die fragmentierte Weimarer Republik unüblichen Plattform, auf der engagierte Demokrat/innen, Republikaner/innen, Liberale und Marxist/innen mit Rechtsintellektuellen wie Carl Schmitt, Hans Freyer, Felix Krüger und anderen zusammenkamen und soziopolitische Gegenwartsfragen behandelten (Dörk 2018b: 829ff.).

Zur Zeit der Machtübernahme 1933 hatte die DGS 148 Mitglieder. Als sich abzeichnete, dass eine Gruppe junger, bisher außerhalb der DGS stehender Nationalsozialisten aus Jena Einfluss auf die Fachvereinigung nehmen wollte, unternahm von Wiese einen Versuch der Selbstgleichschaltung: Man ersetzte den bisherigen Präsidenten Ferdinand Tönnies am 3. August 1933 in einem satzungswidrigen Akt durch Werner Sombart, den geschäftsführenden Ausschuss bildeten Sombart, Freyer, von Wiese und der zunächst kurzfristig wieder kooptierte Ferdinand Tönnies. Gleichzeitig wurden jene Mitglieder, die im Zuge der nationalsozialistischen Entlassungen ihre beruflichen Stellungen verloren hatten, aus dem Rat ausgeschlossen, und dem NS nahestehende Personen in die DGS aufgenommen. Trotz dieser Anpassungsversuche wurden ein Putsch resp. eine Gegenründung allerdings immer wahrscheinlicher, da auch Rats- und Ausschussmitglieder entweder direkt beteiligt waren, oder zumindest aus (noch) größerer politischer Nähe zum NS eine DGS-interne Opposition gegenüber der alten Führung bilde-

ten, so etwa Andreas Walther und Carl Brinkmann. Auf einer weiteren Sitzung am 29. Dezember 1933 wurde Sombart durch Freyer ersetzt, welcher von den »Jenaer Rebellen« stärker respektiert wurde. Freyer, der zunächst noch ankündigte, die Struktur des Mitgliederbestands auf Tauglichkeit für die Aufnahme in die nationalsozialistische Akademie für Deutsches Recht zu überprüfen – ein Vorstoß zum Ausschluss von Juden aus der DGS –, stellte die DGS-Aktivitäten in dieser aus Machtkonkurrenz zwischen der nur zu gewissen Zugeständnissen bereiten Gruppe um von Wiese und Sombart auf der einen und den radikaleren Oppositionellen auf der anderen Seite entstandenen Pattsituation anschließend weitgehend ein (Klingemann 1996; Borggräfe, Schnitzler 2014; Schnitzler 2018).

Auf Initiative von Wieses kamen bereits kurz nach Kriegsende, am 5. und 6. April 1946, 44 Personen in Bad Godesberg zusammen, um die DGS wieder zu gründen. Es galt, an »die Tradition der Zeit vor 1933« anzuknüpfen, wie von Wiese im September 1946 auf dem 8. Deutschen Soziologentag in Frankfurt am Main erklärte (von Wiese 1948: 5). Dies führte dazu, dass die DGS als exklusive Gelehrten-gesellschaft restauriert wurde. Erneut gab es einen Vorstand mit präsidialer Spitze, bis 1955 ausgefüllt durch von Wiese, und eine Beschränkung der Mitglieder auf 150 Personen, die nach dem Patensystem vorzuschlagen waren. Dieses Anknüpfen an alte Organisationsstrukturen war nicht etwa wissenschaftsstrategisch, sondern personalpolitisch motiviert. Denn nicht nur weiterhin im Ausland ansässigen Exilant/innen wurde zunächst die Wiederaufnahme verwehrt. Leopold von Wiese verfolgte bis zu seiner Amtsaufgabe das Ziel, jene Altmitglieder aus-zuschließen, die er für die Situation von 1933/34 verantwortlich machte (Borggräfe, Schnitzler 2014: 458ff.). Ähnlich wie unter Tönnies zu Beginn der 1920er Jahre, als »Krethi und Plethi als ordentliche Mitglieder« (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz o.J.) aus der DGS herausgehalten wurden, um nur die soziologisch interessierte Elite zusammenzuführen, fun-gierte auch die Präsidentschaft von Wieses als »ein Puffer« (Dörk, Borggräfe 2015: 32), der die Wiederaufnahme verbandsinterner Gegner verhinderte.

Als Leopold von Wiese im Jahr 1955 die Präsidentschaft an den Remi-granten Helmuth Plessner abtrat, begann personell und strukturell eine neue Ära. Eine neue Satzung hob die numerische Beschränkung der Mitglieder auf, zudem wurden nun zwecks Organisation soziologischer Forschung unter wechselnden Bezeichnungen (Untergruppe, Fachausschuss) Sektionen eingerichtet, die analog zum Mitgliederwachstum laufend neue Spezialge-biete in den Verband integrierten (Borggräfe 2018). Nach einer weiteren,

1971 erfolgten Satzungsänderung wurde das heute noch bestehende Konzil eingerichtet und somit erneut ein parlamentarisches Kontrollorgan im Verband etabliert. Zusätzlich wurde die DGS wie vor 1933 für »nur« promovierte Personen geöffnet, was ihr nicht nur ein starkes Mitgliederwachstum bescherte, sondern auch die innere Differenzierung forcierte. So wurde der bisherige operative Aufgabenkreis aus Mitglieder-, Tagungs- und Lehrorganisation sowie Konfliktabsoption und wissenschaftspolitischem Lobbying durch Aufgaben der Lehrfachkoordination, Kontrolle soziologischer Terrainbildungen und Sicherung interner Konnektivität infolge der Etablierung immer neuer Spezialgebiete und Methoden erweitert.

Auch die gegenwärtige DGS entspricht nicht der auf Großforschung ausgerichteten Organisation Weberscher Vorstellung. Die heutige DGS koordiniert und repräsentiert, forscht aber nicht selbst. Ihr Funktionsprofil steht noch eher der ersten Verfassung nahe, wie sie von Goldscheid und Simmel konzipiert war: als zentrale Instanz und Lobbyorganisation für soziologische Fachkommunikation im deutschen Sprachraum.

## Literatur

- Albers, G. 2010: Der Werturteilsstreit. In G. Kneer, S. Moebius (Hg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 14–45.
- Borggräfe, H. 2018: Die Ausdifferenzierung der westdeutschen Soziologie nach 1945 im Spiegel der Untergruppen, Fachausschüsse und Sektionen der DGS. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 867–886.
- Borggräfe, H., Schnitzler, S. 2014: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und der Nationalsozialismus. Verbandsinterne Transformationen nach 1933 und nach 1945. In M. Christ, M. Suderland (Hg.), *Soziologie und Nationalsozialismus. Positionen, Debatten, Perspektiven*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 445–479.
- DGS 2013: Satzung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) vom 6. August 2013. [www.soziologie.de](http://www.soziologie.de), letzter Aufruf 29. April 2019.
- Dörk, U. 2018a: Die frühe Deutsche Gesellschaft für Soziologie. Zum sozialen, organisatorischen und epistemischen Profil einer Fachgesellschaft. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 809–828.
- Dörk, U. 2018b: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie in der Zwischenkriegszeit (1918–1933). In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 829–848.

- Dörk, U., Borggräfe, H. 2015: Wissen und Organisation: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie und der Historikerverband. *Comparativ*, 25. Jg., Heft 1, 19–35.
- Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz o.J., VI HA Nl. Werner Sombart Nr. 9f., Tönnies an Sombart, 6. Juli 1919, unveröffentlichter Brief.
- Gülich, C. 1992: Le rôle de la coopération scientifique internationale dans la constitution de la sociologie en Europe (1890–1914). *Communications*, Nr. 54, 105–117.
- Klingemann, C. 1996: Soziologen vor dem Nationalsozialismus: Szenen aus der mißlungenen Selbstgleichschaltung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. In C. Klingemann, *Soziologie im Dritten Reich*. Baden-Baden: Nomos, 11–32.
- Lepsius, M.R. 2011: Max Weber und die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 40. Jg., Heft 1, 7–19.
- Lichtblau, K. 2018: Anfänge der Soziologie in Deutschland. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 11–35.
- Neef, K. 2012: Die Entstehung der Soziologie aus der Sozialreform. Eine Fachgeschichte. Frankfurt am Main: Campus.
- Neef, K. 2019: Die Internationalität und Transnationalität soziologischer Netzwerke nach 1900, mit besonderem Blick auf das Institut International de Sociologie. In U. Dörk, F. Link (Hg.), *Geschichte der Sozialwissenschaften im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: Dunker & Humblot, 57–82.
- Rammstedt, O. 2013: Georg Simmel und die Anfänge der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. In H.-G. Soeffner (Hg.), *Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010*, Band 2. Wiesbaden: Springer VS, 829–855.
- Rol, C. 2009: Die Soziologie faute des mieux. Zwanzig Jahre Streit mit René Worms um die Fachinstitutionalisierung (1893–1913). In C. Rol, C. Papilloud (Hg.), *Soziologie als Möglichkeit. 100 Jahre Georg Simmels Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Wiesbaden: VS, 367–400.
- Schnitzler, S. 2018: Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie zur Zeit des Nationalsozialismus. In S. Moebius, A. Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 849–865.
- von Wiese, L. 1948: Eröffnung. In *Verhandlungen des 8. Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September 1946 in Frankfurt am Main*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1–6.
- Weber, M. 1994: Briefe 1909–1910. In M.R. Lepsius, W.J. Mommsen (Hg.), *Max-Weber-Gesamtausgabe, Abteilung II/6*, Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

# Der Umgang von Soziologie-Professor\_innen mit Habitus-Struktur-Konflikten

Eine praxeologisch-empirische Rekonstruktion

*Stephanie Knuth*

Für die Persistenz sozialer (Bildungs-)Ungleichheiten im deutschen Hochschulwesen sind soziale Selektionseffekte von zentraler Bedeutung. Eine Erklärung hierfür ist, dass Studierende aus nicht akademisch gebildeten Familien verstärkt in Konflikte mit der »legitimen Kultur« (Möller 2016: 291) der Hochschule geraten. Im Unterschied zu ihren Kommiliton\_innen aus akademischen Familien sind sie meist unsicherer und weniger gelassen im Umgang mit den hochschulischen Konventionen und den Wissenschaftler\_innen (ebd.). Sie neigen dazu, die Anforderungen falsch einzuschätzen und sich diesen nicht gewachsen zu fühlen (vgl. Spiegler 2015: 75). Inhaltliche Studieninteressen geraten durch das Erleben von Bildung als »Zwang zur Selbstveränderung« in den Hintergrund. So müssen »intensive Fremdheitserfahrungen« verarbeitet werden, um lernen zu können (Bülow-Schramm 2016: 63). In der sozialwissenschaftlichen Forschung finden sich zahlreiche Untersuchungen zu Passungsproblemen von Studierenden ohne akademischen Hintergrund.<sup>1</sup> Dagegen besteht bisher wenig empirisches Wissen darüber, »wie Hochschullehrende Verteilungs- und Chancengerechtigkeit affirmieren oder delegitimieren« (Rheinländer 2015: 54), und es sind Forschungsdesiderate gerade auch in Bezug auf die Lehrenden in sozialwissenschaftlichen Fächern auszumachen. Vor diesem Hintergrund beschäftigt sich dieser

---

1 So zum Beispiel Dahrendorf 1965; Haas 1999; Lange-Vester 2004; 2007. Auch in jüngster Zeit geraten neben ethnischen und geschlechtlichen Ungleichheiten wieder Ungleichheitsdimensionen der sozialen Herkunft stärker in den Blick. So hat beispielsweise die Sektion Bildung und Erziehung ihre Jahrestagung 2015 zum Thema »Passungsverhältnisse im Bildungssystem – Beiträge zur theoretischen und empirischen Systematisierung einer Forschungsheuristik« durchgeführt.

Beitrag damit, wie Lehrende in ihrer Lehrorientierung den skizzierten Passungsproblemen begegnen. Ich stelle dar, welche Orientierungen die Lehrpraxis von Soziologie-Professor\_innen im Umgang mit Habitus-Struktur-Konflikten von Studierenden bestimmen. Dabei beziehe ich mich auf das Konzept der »Habitus-Struktur-Reflexivität« von Lars Schmitt (2010), das den theoretischen Referenzrahmen der Rekonstruktion bildet (vgl. ausführlich Knuth 2018). Soziologielehrende sind hier von Interesse, da aufgrund ihres Wissens um sozialstrukturelle Faktoren der Ungleichheit sowie ihrer Kenntnis der zum soziologischen Kanon zählenden Kulturosoziologie von Pierre Bourdieu (1992; Bourdieu, Passeron 2007) zu vermuten ist, dass sie eher ein Problembewusstsein für soziale Ungleichheiten im Hochschulbildungsprozess aufweisen als beispielsweise ihre Kolleg\_innen aus den MINT-Fächern. Außerdem habe ich die Statusgruppe der Professor\_innen gewählt, weil diese eine Schlüsselfunktion hinsichtlich der Partizipationsmöglichkeiten für Studierende innehat und somit von zentraler Bedeutung für die Reproduktion von Bildungsungleichheiten sein kann (vgl. Rheinländer, Fischer 2016: 307).

Die Untersuchung ist in dem noch recht jungen Forschungsfeld der ungleichheitssensiblen Hochschullehre zu verorten. Ungleichheitssensible Hochschullehre ist darauf ausgerichtet, eine reflexive Lehrkultur zu schaffen, die auf dem »sozialstaatlich-normativen Ziel des sozialen Ausgleichs« (Rheinländer 2015: 63) basiert. Die ungleichheits- und bildungssoziologische Forschung untersucht überwiegend Einstellungen zur Heterogenität. Bislang wenig erforscht sind »die Mentalitäten, habituelle individuelle Unterschiede, Präferenzen oder affektiv-bewertende Merkmale [...] sowie das berufliche Selbstverständnis von Hochschullehrenden« (ebd.: 54). Dahinterliegende Ungleichheitsverhältnisse werden in den meist professionsunspezifischen Befunden selten in den Fokus genommen (ebd.: 55).

Ungleichheiten, die aus Leistungsunterschieden resultieren, werden von der Mehrzahl der Lehrenden für gerechtfertigt gehalten. Eine Erklärung hierfür besteht in der Affirmation der meritokratischen Ideologie (zum Beispiel Rheinländer 2014: 267). In der Forschungsliteratur zeigt sich eine dichotomisierende Unterteilung in aktive, »sehr engagierte«, »brillierende« Studierende und passive Studierende, die sich »nicht vorbereit(en)« und »den Seminarinhalten lauschen« (Schulze et al. 2015: 171; vgl. auch Rheinländer 2014; 2015). Der Großteil der Lehrenden sieht die Verantwortung für ein erfolgreiches Studium bei den Studierenden oder delegiert diese an (außer-)hochschulische Institutionen (vgl. Rheinländer 2014: 272). Peter Alheit konstatiert für die Soziologie einen ambivalenten Fachhabitus, der einen »sozial

konnotierten Exzellenz-Bias« reproduziert: Das angestrengte Bemühen um institutionelle Anerkennung mit einem »Prestige-Sog zur Exklusivität« konkretisiert die gesellschaftspolitische Offenheit des Faches und trägt zu »Double-bind-Botschaften« für nicht-traditionell Studierende bei – im Sinne von: »Ihr seid willkommen, aber bitte nicht so, wie ihr euch gebt« (Alheit 2016: 36, 40).

## Theoretischer Referenzrahmen und Forschungsheuristik

Mit Bezug auf die Sozioanalyse Bourdieus erforscht Schmitt Habitus-Struktur-Konflikte von weniger privilegierten Studierenden. Zu diesen kommt es, wenn ein Habitus auf »ein ihm relativ fremdes Feld trifft« (Schmitt 2014: 203). Habitus-Struktur-Konflikte sind meistens in Form von Ängsten und Zweifeln auszumachen, die sich in einer defizitären Selbstbeschreibung äußern können. Schmitt geht es um Habitus-Struktur-Reflexivität in der Lehr-tätigkeit, er fordert ein verstärktes »Nachdenken über Habitus-Struktur-Konstellationen sowie deren Vermittlung« (ebd. 2016: 167).

In Anlehnung an den Habitus-Struktur-Konflikt-Ansatz unterscheide ich zwischen einer habitus-, strukturorientierten Problembearbeitung und einer habitus-, strukturorientierten Problemverschiebung. »Problembearbeitung« meint den Umgang der Lehrenden mit Habitus-Struktur-Konflikten. Unter »Problemverschiebung« verstehe ich den Verweis auf hochschulische sowie außerhochschulische Institutionen. Mit dieser Differenzierung habe ich untersucht, ob sich Tendenzen in eine der beiden Richtungen abzeichnen und wie die Problemorientierung erfolgt, ob eher habitus- oder strukturbezogen. Unter Bezug auf erkenntnistheoretischer Prämissen der Dokumentarischen Methode habe ich herausgearbeitet, ob sich eine habitus-struktur-reflexive Orientierung bei den Interviewten ausmachen lässt.

Habitus-Struktur-Reflexivität wäre dann gegeben, wenn die Lehrenden einen Zusammenhang zwischen den kommunikativen Äußerungen und dem konjunktiven Erfahrungsfundus der Studierenden ergründen (Radvan 2010: 101).

Wenn die Lehrperson hingegen die Selbstbeschreibung des oder der Studierenden übernimmt, ist darin eine affirmierende Haltung zu dieser Selbstbeschreibung zu sehen, womit auf der Ebene des objektiven Sinngehalts verblieben wird (ebd.).

Ein nicht vorhandenes Problemverständnis ist dann der Fall, wenn die Selbstbeschreibungen der Studierenden abgelehnt und eigene Definitionen oder Generalisierungen konstruiert werden, die nicht auf den Erfahrungsraum der Studierenden rekurrieren (ebd.: 102).

### Empirische Basis

Die den Fällen gemeinsamen aber auch unterschiedlichen Sinnkonstruktionen stelle ich im folgenden Kapitel vor. Die Typenbildung verbleibt auf sinngenetischer Ebene, da für die soziogenetische Typenbildung die Fallzahl zu gering ist. Über die sozialen Zusammenhänge der Umgangsorientierungen habe ich daher lediglich Annahmen getroffen.

Die empirische Basis bilden Leitfadeninterviews mit vier Soziologie-Professorinnen und -Professoren hessischer Universitäten aus der Theoretischen Soziologie und der qualitativen Sozialforschung. Im Fokus standen die Einstellungen der Professorinnen und Professoren zu den Studierenden. In der Leitfadententwicklung wurde mit einem dreischrittigen Vorgehen sichergestellt, dass den Lehrenden eine reflexive Sicht auf Passungsprobleme nicht aufgedrängt wird, sie sich aber zu dieser Problematik verhalten müssen. Erst in einem letzten Schritt wurde die mit Habitus-Struktur-Konflikten oft einhergehende defizitäre Selbstbeschreibung dargestellt und die mit Schmitt geteilte Perspektive auf soziale Ungleichheitskonflikte als etwas soziologisch Thematisierbares offenkundig gemacht.

### Vorstellung der befragten Professorinnen und Professoren

Herr Malik<sup>2</sup> ist ein über sechzig Jahre alter Professor und – wie er selbst sagt – aus der Oberschicht kommend. In seinen Ausführungen stehen die sich am Seminarsgeschehen aktiv beteiligenden Studierenden im Vordergrund.

Professor Vogt kommt aus einem dem Facharbeiter\_innenmilieu zuzurechnenden Elternhaus. Bei den Studierenden nimmt er eine bewertende Unterscheidung zwischen Soziologie- und Philosophiestudierenden vor.

Professorin Diaz ist unter fünfzig Jahre und hat einen bildungsbürgerlichen Hintergrund. Ihre Ausführungen sind vor allem durch das Spannungs-

---

2 Die Namen der interviewten Personen wurden geändert.

verhältnis geprägt, den Anforderungen zu entsprechen, die die hohen Studierendenzahlen mit sich bringen, und zugleich auf die einzelnen Studierenden eingehen zu können.

Frau Wolf ist eine Professorin von unter fünfzig Jahren. Sie kommt aus einer Familie, die dem Fachangestelltenmilieu resp. kleinbürgerlichen Milieu zuzuordnen ist. In ihrer Lehrauffassung geht es ihr darum, den Studierenden gerecht werden zu können.

## Sinnkonstruktionen von Soziologie-Professor\_innen im Horizont von Habitus-Struktur-Reflexivität

Obwohl die Lehrenden größtenteils Problembewusstsein aufweisen, geht damit nicht zugleich auch ein Problemverständnis für Habitus-Struktur-Konflikte einher. In den rekonstruierten Orientierungsrahmen zeigt sich, dass eine strukturbezogene Problemorientierung weitaus seltener anzutreffen ist als eine habitusorientierte Problembearbeitung und -verschiebung. In dieser Umgangsorientierung wird zumeist eine affirmative Haltung zur defizitären Selbstbeschreibung der Studierenden eingenommen.

Wenn man von den fallspezifischen Besonderheiten abstrahiert, lassen sich eine *elitäre* und eine *rekonstruktive* Grundhaltung ausmachen. Obwohl die konträren Haltungen einander innerhalb eines Orientierungsrahmens abschließen (Radvan 2010: 111), sollen in der Betrachtung einer Grundhaltung auch die Überschneidungen mit der jeweils anderen Beachtung finden.

### Elitäre Grundhaltung

»Das ist ein Seminar, wo ich mindestens zwei oder drei Leute habe, die im Thema bleiben. Das reicht mir, also ich habe da so ein Kriterium, eigentlich wie an Musikhochschulen, wenn ich Einen auf die Bühne der Mailänder Scala bringe, dann habe ich meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Also ich habe im Grunde eine Elitenvorstellung von Studenten, die sozusagen dann durch eine Veranstaltung mitlaufen, und ich sehe an denen, wie sie reifen, ich sehe an denen, wie sie die *pave* für andere machen, das ist auch nicht unwichtig, dass, sagen wir mal, die übrigen Studenten an diesen Studenten sehen, Mensch da kann man was lernen und da kann man an sich arbeiten; ich muss das ein oder andere lesen.« (Malik)

Vor allem die Umgangsorientierung von Herrn Malik weist eine elitäre Grundhaltung auf. Mit seiner »Elitevorstellung« von Studierenden fühlt er sich für das Mitkommen der »Anderen« nicht verantwortlich. Vielmehr sollen sich die »übrigen« Studierenden an den am Lehrgeschehen aktiv beteiligenden Studierenden orientieren. Diese stellen für ihn die »besseren« Studierenden dar. Es zeigt sich eine dichotomisierende Beschreibung der Studierenden. Die Verantwortung für ein erfolgreiches Studium obliegt allein den Studierenden, wodurch jene bevorzugt werden, die sich möglichst gut in das akademische Feld integrieren können. Soziale Ausschlussmechanismen bilden aus dieser Perspektive einen integralen Bestandteil der Mitgliedschaftsregeln des akademischen Feldes. In Hinsicht auf das professorale Selbstverständnis von Herrn Malik kann zwar keine distinktive Exklusivitätsvorstellung ausgemacht werden, in seinem Verständnis der Aufgabe und Funktion als Lehrender zeigt sich aber, dass er in seiner Gatekeeper-Rolle die Selektionsfunktion der Hochschule affirmiert, wodurch »ein sozial konnotierter Exzellenz-Bias« (Alheit 2016) reproduziert wird. Herrn Maliks Ausführungen dokumentieren die Konstruktion einer »elitäre[n] Ingroup« (Günther, Koeszegi 2015: 157), an der sich »die übrigen« Studierenden orientieren sollen. Die Gründe für die Leistungsdivergenzen zwischen den Studierenden sind hier nicht von Belang bzw. Herr Malik nimmt diesbezüglich keine suchende, sondern vielmehr eine essentialisierende Haltung ein: »die einen sind [eben; S.K.] blöd und die anderen [...] klug«. Die Argumentation ist losgelöst von den biografischen und lebensweltlichen Erfahrungen der Studierenden, über die gesprochen wird. Hinsichtlich der defizitären Selbstwahrnehmung problematisiert Herr Malik lediglich die Art der »Selbstdarstellung« und beschreibt sie abwertend als »Selbstexotisierung«. Er hinterfragt nicht, wieso sich manche Studierende so »darstellen«. Es ist folglich davon auszugehen, dass es ihm vornehmlich darum geht, was akademisch angemessen ist. So gehören Unsicherheitszustände in der Wissenschaft zwar dazu, da »alle« sie kennen – »wenn auch in unterschiedlichem Maße« – aber sie passen nicht zur Präsentation der »offiziellen Wahrnehmung« der wissenschaftlichen Persönlichkeit (Engler 2001: 181). Individualisierte Formen sozialer Ungleichheiten werden nicht anerkannt und erhalten keine Legitimation. Eine elitäre Grundhaltung wird auch in Herrn Vogts Ausführungen deutlich. Er betont für Studienfächer, in denen ein hohes Maß an Selbstständigkeit schon zu Studienbeginn vorausgesetzt wird:

»[...] aber da kommt nicht jeder mit zurecht. Man darf nicht unterstellen, dass das für alle das Richtige ist. Ich finde, viele sollte man in die Fachhochschulen schicken, weil da hätten sie also einen sehr gut betreuten Studiengang mit klaren Aufgaben. Ich glaube, da kämen viele besser zurecht.« (Vogt)

Im Gegensatz zu Herrn Malik differenziert Herr Vogt zwischen zwei Lern- bzw. Studierendentypen (Bremer 2004), so zwischen einem zum selbstständigen Studieren fähigen und einem, der stärkerer Anleitung bedarf. Für Letzteren müsste ein verschulter Studiengang angeboten werden. In Herrn Vogts Argumentation zeigt sich implizit eine Art »Arbeitsteilung« zwischen universitärer Lehre und der an den Fachhochschulen (Günther, Koeszegi 2015). Danach sind erstere für eine niveauvolle Bildung zuständig und von den Studierenden wird eine selbstständige Studienorganisation erwartet, während letztere »verschulte« Studiengangsformen anzubieten haben. Herr Vogt ist der Ansicht, die Lösung dieser Problematik sei nicht in seiner Verantwortung oder der der Universität, sondern Aufgabe der Fachhochschulen. Er legitimiert diese Problemverschiebung mit der Ressourcenknappheit der Universität. Obwohl er auf strukturelle Probleme verweist, verbleibt seine Argumentationsweise in einem habitusbezogenen Orientierungsrahmen. Das Problem einer »passiven Haltung« macht er vor allem bei Soziologiestudierenden aus. Er vermutet, dass in der Soziologie Studierende »landen«, die ein Studium eher als Mittel für die Erlangung einer beruflichen Qualifikation aufnehmen und weniger zum selbstständigen Studieren fähig sind als Studierende, die im Hauptfach Philosophie – und nur im Nebenfach Soziologie – studieren. In Herrn Vogts Ausführungen wird eine dichotomisierende Differenzierung der Studierenden nach instrumentellem und intrinsischem Studieninteresse deutlich. Ihm zufolge kann man mit den Philosophiestudierenden Diskussionen auf »hohe[m] intellektuellen Niveau« führen. Hier deutet sich die Präferenz für ein »theoretisches abstrahierendes [...] Vertiefungswissen« (Rheinländer, Fischer 2016: 310) gegenüber anwendungsorientierten Wissensformen an, weshalb Vogt die Philosophiestudierenden implizit vorzieht. Hinsichtlich der Differenzierung von Fähigkeiten und Unfähigkeiten der Studierenden spielt »kontextrelevantes Wissen« (ebd.) eine zentrale Rolle und bekommt damit Anerkennung. Bei den Philosophiestudierenden nimmt Vogt an, dass sie überwiegend dem bildungsbürgerlichen Milieu angehören, problematisiert dabei aber nicht, dass sie aufgrund ihres Herkunftsmilieus die besseren Zugangsvoraussetzungen zu theoretischem Vertie-

fungswissen besitzen. Damit kennzeichnet er die Studierenden als die besseren, die wegen ihres Herkunftsmilieus dem akademischen Habitus eher entsprechen (können).

Herr Vogt gibt zu verstehen, dass er in seinen Lehrveranstaltungen darauf achtet, jene Studierenden nicht »abzuhängen«, die nicht auf »hohem Niveau« mitdiskutieren können. Dennoch zeigt sich eine Orientierung, die – ähnlich der von Herrn Malik – auf einer elitären Vorstellung von Universität gründet. Die Universität wird als ein Ort verstanden, an dem vor allem Studierende erwünscht sind, die zum selbstständigen Arbeiten fähig sind und die dafür erforderlichen Voraussetzungen bereits mitbringen. Es wird kein reflexiver Bezug auf eine sozialstrukturelle Perspektive der »strukturiert unterschiedliche[n] Selbste« (Schmitt 2010: 19) genommen.

Auch bei Frau Diaz wird deutlich, dass sie Studierende bevorzugt, die sich in der Bewältigung der Studienanforderungen leichttun, jedoch mehr aus einem Effizienz-Grund heraus: »weil diese Studierenden nicht so betreuungsintensiv sind«. Wenngleich sie im Gegensatz zu Herrn Vogt weitergehend argumentiert, dass das Problem der Ressourcenknappheit auf bildungspolitischer Ebene zu verhandeln ist, hebt sie in ihren Ausführungen Problembehebungsstrategien hervor, die sich am Pol einer habitusbezogenen Problemverschiebung verorten lassen. So verweist sie auf das universitäre Schreibzentrum und gibt zu verstehen, dass die Lehrenden aufgrund der hohen Zahl an zu betreuenden Studierenden »die Leute in dem Prozess nicht wirklich unterstützen [können], das muss woanders passieren [und] das kann auch woanders passieren«. Das Herausstellen eines individuellen Förderbedarfs bringt eine Umgangsorientierung mit der Heterogenität der Studierendenschaft zum Ausdruck, die auf Homogenisierung setzt und mit der das Risiko verbunden ist, die bestehende Segregation zu verschärfen (vgl. Bülow-Schramm 2016: 59). Frau Diaz delegiert die Verantwortung an universitäre Beratungsangebote.

Eine affirmative Haltung zu den organisationalen Normalitätserwartungen zeigt sich auch in Frau Wolfs Ausführungen zur Leistungs- und Anstrengungsbereitschaft aufstiegsorientierter Studierender. Ihr fallen jene Studierenden auf, die unbedingt »nach vorne wollen« und »wirklich an sich [...] arbeiten«. Sie würdigt deren zusätzliche Akkulturationsleistungen, die sie erbringen, um sich in das akademische Feld »ein[z]uarbeiten« (Sander 2014: 23) und darin bestehen zu können. Damit verbunden ist eine dichotomisierende Beschreibung der Studierenden nach extrinsischer (»und nicht nur: ich muss hier meine Leistung erbringen und wie kriege ich das möglichst schnell

über die Bühne») und intrinsischer Studienmotivation. Hier steht vor allem die Kompensation der geringeren Passung einzelner Studierender im Vordergrund und weniger die Reflexion universitärer Mechanismen, die zur systematischen Benachteiligung bestimmter Studierendengruppen beitragen.

Gemeinsam ist allen Professorinnen und Professoren die Erwartungshaltung, dass die Studierenden sich selbst verändern, um studieren zu können. Der Grund ist aber nicht in dem von Alheit ausgemachten ambivalenten Fachhabitus zu sehen,<sup>3</sup> sondern in der Vorstellung von einer dem Humboldtschen Idealbild entsprechenden Universität. Damit ist ein Studierendentypus gesetzt, bei dem das Fachinteresse und die Ehre, Teil der akademischen Gemeinschaft zu sein, hohe intrinsische Studienmotivationen darstellen (vgl. Münch 2011: 97, 102f.; vgl. auch Schimank 2010: 57), und in dem die Idee eines sich frei von »sozialen, ökonomischen und konventionellen Notwendigkeiten und Zwängen« entfaltenden Subjektes (Bremer 2004: 196) enthalten ist. Die von der Logik des akademischen Feldes aus gesehenen relevanten Unterscheidungen bezüglich der Wahrnehmung der Studierenden werden so reifiziert und die *illusio* des sozialen Spiels im akademischen Feld selbst nicht in Frage gestellt. Insofern wird eine elitäre akademische Grundhaltung genährt.

### Rekonstruktive Grundhaltung

»[...] ich lade die Leute richtig zur Sprechstunde ein und bitte sie zu kommen und dann stelle ich auch solche Fragen, also wenn jemand legasthenisch ist, dann ist das klar, man kann das nicht so werten [...] oder wenn jemand nicht Muttersprachler ist, also vielleicht jemand, der im Seminar nie was gesagt hat und wo [man; S.K.] jetzt irgendwie wirklich denkt, das muss ich jetzt wirklich mal herausfinden [...]. Deswegen muss ich die Leute dann schon persönlich einbestellen und mich dann erkundigen und meistens hört man dann auch ganz aufschlussreiche Geschichten [...].« (Wolf)

Auch wenn Frau Wolfs Argumentation eine starke Orientierung an den universitären Normalitätsvorstellungen aufweist, setzt sie die damit verbundenen Erwartungen nicht als selbstverständlich voraus, sondern berücksichtigt die ungleichen Voraussetzungen. Sie lädt die Studierenden initiativ in ihre Sprechstunde ein, um die Gründe für die Mängel in den Verschriftlichungen

---

3 Die Interviewten stehen mit ihrem Fachverständnis dem »Minderwertigkeitskomplex« (Willems 2012: 28) der Soziologie vielmehr kritisch gegenüber.

herauszufinden. Im Unterschied zu den anderen Interviewten nimmt Frau Wolf aktiv eine suchende Haltung ein. Sie versucht einen Zusammenhang herzustellen zwischen dem kommunikativen Wissen, das hier die Nichterfüllung institutionell-normativer Anforderungen an wissenschaftliche Textproduktion meint, und dem konjunktiven Erfahrungsfundus, der hier auf soziokulturellen Faktoren fußt.

Es wird deutlich, dass Frau Wolf den Anspruch hat, möglichst vielen Studierenden gerecht zu werden. Insoweit zeigt sich hier eine konträre Grundhaltung zu dem elitären Typ. Ich vermute, dass Frau Wolf vermeiden will, unangemessen zu bewerten, und deshalb diese Initiative zeigt. Sie führt weiter aus, dass es für sie wichtig ist einzuschätzen, ob Fehler aufgrund von Nachlässigkeit entstehen oder ob ein »objektiver Hintergrund« dafür vorliegt. Ihr Verhalten deutet ein Objektivitätsverständnis an, bei dem die Kenntnis der soziokulturellen Hintergründe für die Bewertung relevant ist. Die Einnahme einer rekonstruktiven Haltung erscheint hier als das geeignete Mittel für eine angemessene Bewertung, für die darüber hinaus die individuelle Lage der Studierenden berücksichtigt und anerkannt wird.

Während sich bei Frau Wolf eine strukturbezogene Problemorientierung nur marginal abzeichnet, nimmt diese in der Argumentation von Frau Diaz eine zentralere Rolle ein:

»[...] aber das Grundproblem ist wirklich, dass uns zu viele Studierende zugewiesen werden, dass zu wenig Ressourcen zur Verfügung stehen, zu wenig Lehrpersonal; damit wird halt schon eine Situation geschaffen, in der dann eben auch Studierende untergehen.« (Diaz)

Frau Diaz verdeutlicht, dass die Verantwortung für die Umsetzung einer habitus-struktur-reflexiven Lehre nicht allein bei den Lehrenden zu suchen ist, sondern dass es dabei vielmehr um »Fragen der Grundfinanzierung der Hochschulen« geht. Nach Ansicht von Diaz bedarf es struktureller Veränderungen, die von hochschul- und bildungspolitischen Akteur\_innen eingefordert werden müssen. Hier stehen die Strukturprobleme der gegenwärtigen Lehrsituation im Vordergrund. Der Lehralltag wird von ihr als »permanenter Zustand der Überforderung« erlebt. Die Ursache dafür sieht sie in den Umstrukturierungen, die mit dem Bologna-Prozess einhergingen. Wenngleich ihr die Kapazitäten dazu fehlen, hat sie den Anspruch, auf die einzelnen Studierenden einzugehen. Ähnlich wie Frau Wolf betrachtet sie Bewertungskriterien als eine Möglichkeit, auf die individuellen Entwicklungsprozesse von Studierenden einzugehen und diese anzuerkennen. Sie verdeutlicht, dass sie die Weiterentwicklung eines Studenten oder einer Studentin in

der Leistungsbewertung berücksichtigt. Auch Frau Diaz' Ausführungen sind gekennzeichnet durch eine rekonstruktive Grundhaltung, die sich aber weniger durch das Rekurrieren auf die alltagsweltlichen Erfahrungshorizonte der Studierenden ausdrückt als bei Frau Wolf. Die habitus-struktur-reflexive Umgangsorientierung – auch mit dem eigenen privilegiierteren Herkunftsmilieu – wird besonders deutlich, wenn sie sich auf die Erfahrungen von Freund\_innen ohne akademischen Hintergrund bezieht. Dies dokumentiert eher ein interpretatives Erschließen als ein »unmittelbares Verstehen« (Mannheim 1980: 272) des konjunktiven Wissens um Habitus-Struktur-Konflikte.

In Frau Diaz' Orientierung mache ich einen »Untertyp« der rekonstruktiven Haltung aus, der sich durch Ambivalenz auszeichnet. Einerseits nimmt Frau Diaz die Problematik individualisierter Ungleichheitskonflikte wahr, hält sie für wichtig und versucht auf diese Problematik zu reagieren, soweit es die Rahmenbedingungen zulassen. Andererseits hebt sie hervor, dass aufgrund der hohen Zahl an zu betreuenden Studierenden und der begrenzten zeitlichen Kapazitäten eine ungleichheitssensible Lehrpraxis nicht möglich ist. Mit dieser Argumentation rechtfertigt sie ihre Orientierung, dass Habitus-Struktur-Konflikte an anderer Stelle bearbeitet werden müssen. Dabei lässt sie die Deutungshoheit in Form einer Diskurs- und Interaktionsmacht ihres professoralen Status weitgehend außer Acht.<sup>4</sup> Mir erscheint mithin fraglich, inwiefern sie Handlungsspielräume nicht sieht und deswegen nicht nutzt oder ob diese tatsächlich nicht genutzt werden können. Gleichwohl ist die hier ausgemachte Ambivalenz in einem rekonstruktiven Referenzrahmen zu verorten, in dem Frau Diaz individuelle Handlungsspielräume und die Aufgabe der Umsetzung von mehr Chancengerechtigkeit für wichtig befindet, jedoch eher als Aufgabe der Bildungspolitik versteht.

Ein Moment in Herrn Vogts Orientierung, das für einen habitus-reflexiven Umgang von Bedeutung sein kann, ist in seiner Wahrnehmung der am Seminargeschehen nicht aktiv Teilnehmenden zu sehen. Sofern die Nicht-Beteiligung auch mit »charakterlichen Veranlagung[en]« zusammenhängt, hält er sie für legitim. Er setzt die sich am Seminar weniger aktiv beteiligenden Studierenden nicht per se als defizitär, sondern verdeutlicht, dass diese auch »großes Interesse haben, viel lernen, sehr genau zuhören und oft manchmal sogar bessere Hausarbeiten schreiben« als die mündlich aktiven Studierenden. Herr Vogt hält es nicht für notwendig, didaktische Methoden anzuwenden, nur um eine höhere Beteiligungsquote zu erreichen. Da sich

---

<sup>4</sup> Hierbei ist darauf zu verweisen, dass Lehrende und insbesondere Professor\_innen zu den »einflussreichsten« Akteur\_innen an der Hochschule gehören (Rheinländer 2016: 304).

Studierende ohne akademischen Habitus häufig durch eine auf didaktische Methoden ausgerichtete Lehrorientierung als mangelhaft erleben – eben als »didaktikbedürftig« (Schimank 2010: 53) –, können mit dieser Haltung Habitus erreicht werden, die nach Normalisierung, das heißt nach »Assimilation an die akademische Welt« streben (Boger 2015: 109).

In Herrn Maliks Lehrpraxis stellt Humor ein probates Mittel für eine die Studierenden nicht beschämende Korrekturweise dar. Auch wenn fraglich ist, ob seine humorvoll gemeinte Korrektur immer eine fehlerfreundliche Lernatmosphäre impliziert,<sup>5</sup> können manche Formen von Humor einer habitus-struktur-reflexiven Lehrorientierung zuträglich sein. Humor ist ein alltägliches Phänomen und ihm ist ein emotionales Moment inhärent, so dass er als »Gegenpol« zur wissenschaftlichen Erkenntnis und Autorität verstanden werden (vgl. ausführlicher Mayer, Suda 2011) und das Bild des professoralen akademischen Habitus brechen kann. Humor kann eine Art Interventionsform in der Lehre sein, die Verbindung und Vertrauen zwischen Studierenden und Lehrenden herstellen und eine wertschätzende und fehlerfreundliche Lern- und Lehratmosphäre begünstigen kann.

## Soziale Unterschiede im Umgang mit Habitus-Struktur-Konflikten

Soziale Zusammenhänge im Umgang mit Habitus-Struktur-Konflikten vermute ich hinsichtlich der sozialen Herkunft, der Generation und des Geschlechts.

Bei Herrn Vogt und Frau Wolf, die aus Elternhäusern der unteren/mittleren Mittelschicht kommen, deutet sich eine Habitustransformation an. In Herrn Vogts Argumentationsweise lässt sich ein »Statusabgrenzungseffekt« (Sander 2014: 23) annehmen, der in der De-Thematisierung des mög-

---

<sup>5</sup> Herr Malik schildert ein Beispiel aus einer Lehrsituation, in der er den falschen Gebrauch von Termini eines Studierenden korrigiert hat und »alle darüber gelacht [haben]«. Er spricht in seiner Schilderung losgelöst von der Situationsdefinition des Studierenden. Grundsätzlich ist fraglich, ob in einem hierarchischen Verhältnis, wie dem Lehrkontext, tatsächlich ohne Beschämung über Fehler gelacht werden kann. So kann das gemeinsame Lachen über einen Fehler gerade in diesem Kontext als symbolische Distinktion von dem falschen Sprachgebrauch gewertet werden und so bei dem oder der Fehlermachenden ein Schamgefühl auslösen, durch das er oder sie sich als defizitär und als nicht zugehörig erlebt.

lichen Herkunftsmilieus der nicht zum selbstgesteuerten Lernen fähigen Studierenden zur Geltung kommt sowie auch in der Funktion, die die Aneignung philosophischer Theorien für ihn hatte, nämlich Soziologie »auf einem dermaßen [...] hohen intellektuellen Niveau betreiben zu können [...]«. Hierin zeigt sich implizit die von Aufstiegsorientierten empfundene »Hochachtung für akademische Bildung« und die Orientierung »am theoretisch ausgerichteten Leitbild des Typus der Kritischen Intellektuellen« (Lange-Vester 2016: 152). Bei Frau Wolf zeichnet sich eine Habitustransformation im Erfüllen ihres hohen Anspruchs an sich als Lehrende ab: »[...] ich komme immer gut vorbereitet, bis unter die Zähne bewaffnet da an mit Wissen [...]«. Die Annahme einer Habitustransformation kann auch dadurch gestützt werden, dass sie insbesondere Studierende beachtet, die möglicherweise ihrer eigenen Schicht angehören und sich – wie sie – um eine Integration in das akademische Feld bemühen: Es ist zu erahnen, dass es sich bei diesen Studierenden vornehmlich um aufstiegsorientierte handelt, die sich durch ihre Leistungs- und Anstrengungsbereitschaft (die »wirklich an sich arbeiten«) sowie durch (Über)anpassung an die Feldregeln auszeichnen.

Auch in den Ausführungen von Frau Díaz und Herrn Malik kommt zum Ausdruck, dass sie lieber die Studierenden betreuen, die dem akademischen Habitus eher entsprechen (können). Dies deutet einen Zusammenhang mit ihrer sozialen Herkunft an.

Die Vorstellung der Interviewten von Universität ist vor allem von einer Generationen- und Geschlechtsspezifik geprägt.<sup>6</sup> So versuchen die beiden jüngeren Professorinnen, in ihrer Lehre der Vorstellung von einer inklusiveren Universität gerecht zu werden. Vor dem Hintergrund der Kuhnschen Wissenschaftstheorie, der zufolge ein Paradigmenwechsel innerhalb einer Disziplin vornehmlich durch soziale Faktoren bedingt ist (Kuhn 1967), gehe ich davon aus, dass sich hinsichtlich des »qualitativen Paradigmas«, dem die beiden Professorinnen zuzurechnen sind, eine Geschlechts-, aber vor allem auch eine Generationenspezifität ausmachen lässt. Dieses »Paradigma« zeichnet sich durch (Selbst-)Reflexivität aus, wonach die Reflexion von sozialen Einflüssen in der Wissenschaft ein wesentlicher Bestandteil von valider Erkenntnisproduktion und der *illusio* dieses Teilfeldes inhärent ist. Bei den Professoren steht dagegen die wissenschaftliche Persönlichkeit im Vordergrund,

---

6 Inwiefern diese nun eher mit einer Geschlechts- oder Generationenspezifität zusammenhängt, lässt sich aufgrund fehlender kontrastierender Fälle nicht bestimmen.

was sich auch in ihrer Umgangsorientierung mit den Studierenden abzeichnet.<sup>7</sup> Es zeigt sich ein Universitätsverständnis Humboldtscher Prägung, das die wissenschaftliche Persönlichkeit des/der Professor\_in »als Elite der Forschenden« konstruiert, die über »einem bloßen Lehrenden steh[t]« (Schimank 2010: 51). Nach dieser *illusio* gehört die soziale Herkunft nicht zur wissenschaftlichen Persönlichkeit, weil sie als eine Einflussgröße zu verstehen ist, die »nicht im wissenschaftlichen Feld generiert wurde, [sondern] »außerhalb« des Feldes« (Engler 2001: 452). Aus dieser Sicht erscheint es plausibel, dass die soziale Herkunft bei den Professoren weitgehend unthematisiert bleibt.

Geschlechtsspezifische Ungleichheitsmechanismen fallen mir vor allem hinsichtlich des unterschiedlichen Auftretens auf. Die Professorinnen wirken in ihrem Verhalten ambitioniert, angestrengt und beflissen, wohingegen sich bei den Professoren Leichtigkeit, Gelassenheit und eine nahezu »stoische« Haltung abzeichnet. Verbunden mit diesen Eigenschaften kann der Professor als sich Zeit nehmender, »vermittelnde[r]« und »gute[r] Freund der Studierenden«, als eine »Vertrauensfigur« erscheinen (Stegmann 2007: 150). Mit dieser »brüderlichen Einstellung« (ebd.) kann es ihm gelingen, unterschiedlichste Habitus abzuholen. Solche Selbstentwürfe können für Professorinnen dagegen zur Schmälerung ihrer »hart erkämpften wissenschaftlichen Autorität« führen (ebd.), sodass die Frauen mehr darauf bedacht sein müssen, ein distanziertes Verhältnis zu den Studierenden zu wahren. Dass sich in den Ausführungen der Professoren »keinerlei Hinweise darauf finden, dass ihr Geschlecht in der Ordnung [des Wissenschaftsfeldes; S.K.] eine Rolle spielen könnte« (Engler 2001: 457), ist genau Ausdruck der beständig vorherrschenden Problematik der *illusio* dieses Feldes. Danach gehört »für die Professoren ihr Geschlecht dermaßen zur Ordnung der Dinge« (ebd.), dass es keiner Ausführungen dazu bedarf. Durch diese *illusio* begünstigt, äußern sich geschlechtsspezifische Ungleichheitsmechanismen bei den Lehrenden – ebenso wie Habitus-Struktur-Konflikte – überwiegend in »subtilen, sublimierten und individualisierten Formen« (Schmitt 2014: 203) und stehen so einer habitussensiblen Lehre entgegen.

---

7 Insbesondere bei Herrn Malik entsteht das Bild einer durch ein »Meister-Schüler-Verhältnis« (Kühner, Langer, Schweder 2013: 208) geprägten kleinen Ingroup von Studierenden, die sich wie er für »skurrile Fragestellungen«, für »Phänomene, die am Rande der Mainstreamfragestellung liegen«, begeistern können. Ich vermute, dass die von Malik präferierten Studierenden seiner Schicht angehören: Soziologiestudierende mit bildungsbürgerlicher Herkunft wählen »exotischere Themen und Themenfelder«, wobei diese Wahl umso ausgeprägter ist, je höher die soziale Herkunft der Studierenden ist (Bourdieu, Passeron 2007: 26).

## Fazit

Hinsichtlich der Umgangsorientierungen mit Habitus-Struktur-Konflikten zeichnet sich bei den untersuchten Soziologie-Professorinnen und –Professoren ein facettenreiches Bild ab. Es reicht von einer gleichgültigen Orientierung gegenüber dem Großteil der Studierenden bis zu ausgeprägtem Verantwortungsbewusstsein für Studierende.

Es zeigt sich, dass auch Soziologie-Professor\_innen in ihrer Problemorientierung auf eine Art »Nicht-Zuständigkeit« (Rheinländer 2015: 272) setzen. Diese ist vornehmlich in Form einer Problemverschiebung auszumachen, da mögliche Probleme und Aufgaben in der Lehre an andere hochschulische und außerhochschulische Institutionen delegiert werden. Besonders die interviewten Professoren sehen sich für die Studierenden, die den Anforderungen eines Hochschulstudiums (vermeintlich) nicht gewachsen sind, nicht nur nicht für deren Integration verantwortlich, sondern haben auch kein Verständnis für die Problematik individualisierter Ungleichheitskonflikte. Die Normvorstellungen der erwünschten Studierenden orientieren sich am akademischen Habitus Humboldtscher Prägung. Die eigene privilegierte Position und die sozialen und ökonomischen Zwänge nicht-traditionell Studierender bleiben von dieser Warte aus unthematisiert. Sie treffen Aussagen über Studierende losgelöst von deren Erfahrungsräumen. Damit geht eine dichotomisierende generalisierende Differenzierung der Studierenden einher, mit der Zuschreibungen verbunden sind wie etwa, dass Studierende mit intrinsischem Studieninteresse auf »hohem intellektuellen Niveau« diskutieren können und Studierende mit instrumenteller Studienmotivation eine »passive« Haltung aufweisen. Dass inhaltliche Studieninteressen durch die gestiegenen Leistungsanforderungen konterkariert – und soziale Herkunftseffekte durch diese verstärkt – werden, bleibt dabei weitestgehend unberücksichtigt.

Insofern unterliegt die Annahme, dass Soziologielehrende aufgrund ihres Fachwissens eher ein Problembewusstsein für soziale Ungleichheitskonflikte aufweisen als ihre Kolleg\_innen aus den MINT-Fächern einem »Kurzschluß-Paralogismus« (Bourdieu, Wacquant 1996: 100).

Neben der elitären Grundhaltung habe ich eine rekonstruktive Haltung in den Umgangsorientierungen von Soziologie-Professor\_innen ausmachen können. In dieser stellen die Lehrenden einen Bezug zu den lebensweltlichen alltagspraktischen Erfahrungen der Studierenden her. Die defizitäre Selbstbeschreibung wird hier nicht per se als solche hingenommen oder gar delegitimiert, sondern deren »Geltungscharakter« (Mannheim 1980: 88) wird

durch die Reflexion der konjunktiven und kommunikativen Dynamiken von Sozialbeziehungen »ein[ge]klammert« (ebd.). Die Lehrenden nehmen andere Setzungen dieser Selbstbildkonstruktion vor. So werten die beiden interviewten Professorinnen Selbstzweifel etwa als Ausdruck eines »Entwicklungsprozesses« und als Zeichen von Selbstreflexivität.<sup>8</sup> Die Probleme in und mit dem Studium werden von ihnen erkannt sowie der zusätzliche Mehraufwand, den die Feldfremdheit mit sich bringt, anerkannt. Ein hohes Maß an Verantwortungsbewusstsein – vor allem auch den Studierenden mit Passungsproblemen gegenüber – kennzeichnen diese Lehrorientierung.

Darüber hinaus bestehen Überschneidungen hinsichtlich der beiden Grundhaltungen, und die Umgangsorientierung erfolgt nie lediglich habitus- oder strukturbezogen. Dabei ist eine strukturbezogene Problemorientierung weitaus seltener anzutreffen. Außerdem wird ersichtlich, dass es kein »habitu-sensibles« Lehrhandeln<sup>9</sup> per se gibt, sondern Habitus-Struktur-Reflexivität immer relational – bezogen auf ein spezifisches Handlungsfeld, eine bestimmte (Lehr-)Situation und die jeweilige Interaktion zwischen den Akteur\_innen – gedacht werden muss. Dabei kommt es auf die persönliche Haltung der Akteur\_innen im Feld an, durch die eine habitus-struktur-reflexive Rahmung des Lehrkontextes erst möglich erscheint.

## Literatur

- Alheit, P. 2016: Der »universitäre« Habitus im Bologna-Prozess. In A. Lange-Vester, T. Sander (Hg.), *Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 25–47.
- Boger, M.-A. 2015: Zur (De-)Thematisierung des Arbeiterkinds. In K. Rheinländer (Hg.), *Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 103–121.

---

8 Insbesondere Frau Wolf verbleibt in ihrer Argumentationsweise nicht auf der Ebene des objektiven Sinngehalts. Indem sie die defizitäre Selbstbeschreibung nicht übernimmt, sondern Zweifel als Indiz für Selbstreflexivität und Stressresistenz versteht – weil die Studierenden, sich Situationen stellen, die aufgrund ihrer Feldfremdheit für sie »eigentlich total stressig sind« –, erfolgt eine Umdeutung dieser Selbstbeschreibung in eine personale Stärke.

9 Zu erwähnen ist, dass zweifellos »auch [...] die machtsensibelste und fehlerfreundlichste Lehre die existierenden strukturellen Machtungleichheiten nicht ausgleichen [kann]. Diese werden in der Lehrpraxis immer dazu führen, dass manche Positionen verletzbarer sind als andere« (Goel 2016: 45).

- Bohnsack, R. 2013: Dokumentarische Methode und die Logik der Praxis. In A. Lenger, C. Schneickert, F. Schumacher (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 175–200.
- Bourdieu, P. 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., Wacquant, L. 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P., Passeron, J.-C. 2007: Die Erben. Studenten, Bildung und Kultur. Konstanz: UVK.
- Bremer, H. 2004: Der Mythos vom autonom lernenden Subjekt. Zur sozialen Verortung aktueller Konzepte des Selbstlernens und zur Bildungspraxis unterschiedlicher Milieus. In S. Engler, B. Kraus (Hg.), Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus. Weinheim, München: Juventa, 189–213.
- Bülow-Schramm, M. 2016: Expansion, Differenzierung und Selektion im Hochschulsystem: Die Illusion der heterogenen Hochschule. Zum Widerspruch von Heterogenität und Homogenität. In A. Lange-Vester, T. Sander (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 49–69.
- Eckert, C., Seifried, E., Spinath B. 2015: Heterogenität in der Hochschule aus psychologischer Sicht: Die Rolle der studentischen Eingangsvoraussetzungen für adaptives Lehren. In K. Rheinländer (Hg.), Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 257–274.
- Engler, S. 2001: »In Einsamkeit und Freiheit«? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz: UVK.
- Goel, U. 2016: Die (Un)Möglichkeiten der Vermeidung von Diskriminierungen. In AG Lehre (Hg.), Diskriminierungskritische Lehre. Denkanstöße aus den Gender Studies. Geschäftsstelle des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin, 10–14.
- Günther, E.A., Koeszegi, S.T. 2015: »Das ist aber nicht der akademische Gedanke« – Ansprüche an Lehrende und von Lehrenden einer Technischen Universität. In K. Rheinländer (Hg.), Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 141–163.
- Kaufmann, M., Koch, H. 2015: »Die Lehrenden als Kompliz\_innen im forschenden Lernprozess«. Zur Gestaltung der Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden. In K. Rheinländer (Hg.), Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 219–236.
- Knuth, S. 2018: Der Umgang von Soziologie-Professor\_innen mit Habitus-Strukturkonflikten. Eine praxeologisch-empirische Rekonstruktion. Masterarbeit, Goethe-Universität Frankfurt am Main.

- Krämer, C. 2016: Solidarische Kritik. In AG Lehre (Hg.), Diskriminierungskritische Lehre. Denkanstöße aus den Gender Studies. Geschäftsstelle des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin, 27–32.
- Kuhn, T.S. 1967: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kühner, A., Langer P., Schweder P. 2013: Reflexion als Verfügung? Fünf Thesen zu den Ambivalenzen des Reflexivitätsanspruchs in qualitativer Forschung und Methodenausbildung. In A. Kühner, P. Langer, P. Schweder (Hg.), Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung. Wiesbaden: Springer VS, 201–209.
- Lange-Vester, A. 2016: Soziale Milieus und BildungsaufsteigerInnen im Hochschulstudium. In A. Lange-Vester, T. Sander (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 143–161.
- Mannheim, K. 1980: Strukturen des Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayer, R., Suda, M. 2011: Humor in der Lehre?! Plädoyer für ein Lächeln im Hörsaal. *Forschung & Lehre*, Band 18, Heft 1, 17–19.
- Möller, C. 2016: Soziale Selektionen vom Studium bis zur Professur. Zur Bedeutung der sozialen Herkunft in universitären Wissenschaftskarrieren. In A. Lange-Vester, T. Sander (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 278–301.
- Münch, R. 2011: Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform. Berlin: Suhrkamp.
- Radvan, H. 2010: Pädagogisches Handeln und Antisemitismus. Eine empirische Studie zu Beobachtungs- und Interventionsformen in der offenen Jugendarbeit. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Rheinländer, K. 2014: Wie sehen Hochschullehrende die Studierenden? Praktiken sozialer Sensibilität. In T. Sander (Hg.), Habitusensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln. Wiesbaden: Springer VS, 9–35.
- Rheinländer, K. 2015: Von der Bedeutung und der Möglichkeit einer ungleichheitssensiblen Hochschullehre. In K. Rheinländer (Hg.), Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 47–69.
- Rheinländer, K., Fischer, T. 2016: Ungleichheitsorientierungen von Hochschullehrenden. In A. Lange-Vester, T. Sander (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 303–315.
- Sander, T. 2014: Soziale Ungleichheit und Habitus als Bezugsgrößen professionellen Handelns: Berufliches Wissen, Inszenierung und Rezeption von Professionalität. In T. Sander (Hg.), Habitusensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln. Wiesbaden: Springer VS, 9–35.
- Schimank, U. 2010: Humboldt in Bologna – falscher Mann am falschen Ort? In Hochschul-Informations-System (Hg.), Perspektive Studienqualität. Themen und Forschungsergebnisse der HIS-Fachtagung. Bielefeld: Bertelsmann, 44–61.

- Schmitt, L. 2010: Bestellt und nicht abgeholt. Soziale Ungleichheit und Habitus-Struktur-Konflikte im Studium. Wiesbaden: Springer VS.
- Schmitt, L. 2014: Habitus-Struktur-Reflexivität – Anforderungen an helfende Professionen im Spiegel sozialer Ungleichheitsbeschreibungen. In T. Sander (Hg.), *Habitus-sensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln*. Wiesbaden: Springer VS, 67–76.
- Schmitt, L. 2015: Studentische Sozioanalysen und Habitus-Struktur-Reflexivität als Methode der Bottom-Up-Sensibilisierung von Lehrenden und Studierenden. In K. Rheinländer (Hg.), *Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 197–217.
- Schmitt, L., Evertz, S. 2016: Habitus-Struktur-Konstellationen. Ein Werkstattbericht zum Studium an einer Fachhochschule. In A. Lange-Vester, T. Sander (Hg.), *Soziale Ungleichheiten, Milieus und Habitus im Hochschulstudium*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 163–177.
- Schulze, M., Kondratjuk, M., Pohlenz, P., Rathmann, A., Flügge, T., Anacker, J., Wendt, C. 2015: Lehrauffassung, Lehrhandeln und Wahrnehmung der Studierenden: Aus- und Wechselwirkungen. In K. Rheinländer (Hg.), *Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 165–175.
- Spiegler, T. 2015: Wie viel Sensibilität erfordert die Ungleichheit und wie viel Ungleichheit schafft die Sensibilität? Zur Situation von Bildungsaufsteiger\_innen an Hochschulen. In K. Rheinländer (Hg.), *Ungleichheitssensible Hochschullehre. Positionen, Voraussetzungen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 71–87.
- Stegmann, S. 2007: Herrenzimmer mit Sofa. Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen. *Freiburger GeschlechterStudien*, 13. Jg., Nr. 21: Männer und Geschlecht, 133–158.
- Willems, H. 2012: *Synthetische Soziologie. Idee, Entwurf und Programm*. Wiesbaden: Springer VS.

## Wechsel des DGS-Vorsitzes Briefe zum Abschied und zur Begrüßung

Sehr verehrte, liebe Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

die DGS-Gremienwahl und den Wechsel im Vorsitz unserer Fachgesellschaft nehmen wir als »alte« und »neue« Vorsitzende zum Anlass, um auf die vergangene Amtszeit zurückzublicken und um Sie über die aktuellen Ziele und Planungen zu informieren.

In jeder Amtszeit besteht eine wichtige Aufgabe des DGS-Vorstands darin, gemeinsam mit dem jeweiligen lokalen Organisationsteam den zweijährlich stattfindenden Soziologiekongress vorzubereiten und – in Zusammenarbeit mit den Sektionen, Vortragenden und vielen anderen Akteurinnen und Akteuren – durchzuführen. 2018 hat dieser Kongress an der Georg-August-Universität in Göttingen unter dem Titel »Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen« mit 2.240 Teilnehmerinnen und Teilnehmern erfolgreich stattgefunden. Eine erfreulich positive Rückmeldung lieferte unter anderem die Online-Befragung unter den Teilnehmenden (n=624), derzufolge – hier seien nur einige Streiflichter genannt – 80% des Plenumspublikums die fachliche Qualität der Plenarvorträge als hoch oder sehr hoch beurteilt haben. 86% der Befragten hatten den Eindruck, dass ihre Arbeits- und Fachgebiete mindestens teilweise vertreten waren (43% hielten sie sogar für sehr gut vertreten). Und 88% werden ganz sicher oder wahrscheinlich wieder an einem DGS-Kongress teilnehmen. Auch das Interesse an den Beiträgen in den Kongressbänden, die seit 2015 in digitaler Form erscheinen, ist hoch: Für die Beiträge zu den Kongressen 2014 und 2016 gab es im Jahr 2018 115.602 Volltextzugriffe, im ersten Quartal 2019 waren es bereits 29.255. Die Beiträge zum Kongress 2018 werden Ende Oktober 2019 verfügbar sein. Doch nicht allein die Zahlen bestätigen: Göttingen bot eine gute Stimmung sowie fruchtbare Diskussionen und Vernetzungsmöglichkeiten, die uns gespannt auf die kommenden Veranstaltungen blicken lassen.

Einige weitere Schwerpunkte der Vorstandsarbeit der letzten beiden Jahre möchte ich zusätzlich herausgreifen:

Organisationen entwickeln sich fortwährend weiter – und in diesem Sinne haben wir nicht nur unser Logo ein wenig zeitgemäßer gestaltet. Die DGS-Gremien haben eine Reform der Wahlordnung beschlossen, die bereits bei der diesjährigen Wahl zur Anwendung kam. Unter anderem gehört

dazu ein transparenteres, systematisches Nominierungsverfahren für einzelne Mitglieder, Sektionen und das Konzil. Auch darüber hinaus wurden die Sektionen als zentrale Untergliederung unserer Fachgesellschaft gestärkt, beispielsweise durch eine frühzeitige Beteiligung an der Kongressplanung und durch eine zusätzliche Versammlung der Sprecherinnen und Sprecher.<sup>1</sup> Diese hat im vergangenen November erstmalig unter starker Beteiligung stattgefunden, moderiert durch Monika Eigmüller und Michael Meuser, dem bisherigen Beauftragten im Vorstand für die Sektionen. Einen weiteren Diskussionspunkt im Hinblick auf interne Reformen stellte in den letzten Jahren die Beteiligung des sogenannten »Mittelbaus« dar. Nicht nur wurden Mitglieder dieser Statusgruppe sowohl in den DGS-Vorstand als auch in das Konzil gewählt, sondern zusätzlich setzte das Konzil einen Ausschuss »Soziologie als Beruf« (unter der Leitung von Paula-Irene Villa Braslavsky) ein, der unter anderem Beschäftigungsbedingungen thematisiert. Eine detaillierte Evaluation der internen Reformen wird das Konzil im kommenden Herbst vornehmen.

Ein sehr aktiver Ausschuss unter der Leitung von Reiner Keller zu »Soziologie in Schule und Lehre« machte öffentlichkeitswirksam auf die Unterrepräsentanz der Soziologie in der sozialwissenschaftlichen Bildung aufmerksam. Neben Beiträgen hier in der SOZIOLOGIE (Heft 1/2018) und zahlreichen Veranstaltungen hat der Ausschuss beispielweise 2018 den Aufruf »Soziologische Grundbildung für die Schule!« veröffentlicht und 2019 im Rahmen der Verbändeanhörung eine Stellungnahme zu Lehrplanänderungen in Nordrhein-Westfalen abgegeben. Im Bereich Studium konnten für das Informationsportal [studium.org/](http://studium.org/) die soziologischen Angebote aus Österreich und der Schweiz ergänzt werden.

In der Forschung ist die DGS in Diskussionen zu Entwicklungen beispielsweise in den Bereichen Forschungsethik, Forschungsdatenmanagement und -infrastruktur involviert. Dazu stehen wir in engem Kontakt mit anderen Institutionen, etwa der DFG, dem Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten oder als Beirat (den Olaf Struck in der letzten Amtszeit als Vorstandsvertreter geleitet hat) mit dem Fachinformationsdienst Soziologie, der von der GESIS und der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln verantwortet wird. Zur Bereitstellung und Nachnutzung von Forschungsdaten haben wir Anfang 2019 eine Stellungnahme der DGS veröffentlicht, die Sie auf der (demnächst neu gestalteten) Homepage sowie in der vorigen Ausgabe der SOZIOLOGIE finden.

---

1 Vgl. <https://www.sozioogie.de/de/die-dgs/satzung/wahl-und-verfahrensordnung/>

Ein stetiges Engagement in den Bereichen sicherer Finanzen (Dariuš Zifonun) und bei der Herausgabe der laut Leser/innenumfrage erfreulicherweise als Verbandsorgan sehr gut angenommenen Zeitschrift SOZIOLOGIE (Sina Farzin) stellte auch in den letzten zwei Jahren ein wichtiges Standbein der Vorstandsarbeit dar.

In der Zusammenarbeit mit den Vorstands- und Konzilsmitgliedern, den jederzeit und umfassend unterstützenden Mitarbeiter/innen in der Geschäftsstelle sowie zahlreichen engagierten DGS-Mitgliedern, denen ich für ihre Arbeit, ihre Anregungen, ihren Zu- und Widerspruch an dieser Stelle herzlich danken möchte, blicke ich persönlich somit auf eine arbeits-, aber insbesondere erfahrungsreiche sowie oft interessante und mitgestaltende DGS-Gremienarbeit zurück – zunächst im Konzil, dann in den letzten sechs Jahren im Vorstand und von 2017 bis 2019 als Vorsitzende. Ganz sicher werde ich mich weiterhin in der Fachgesellschaft engagieren. Der Wechsel im Vorstand bietet allerdings die Chance, zum einen für mich persönlich, mich hoffentlich ein wenig mehr der Forschung zuwenden zu können, und zum anderen für die DGS, um mit fünf neu gewählten Vorstandsmitgliedern in der kommenden Amtszeit neben der Fortführung wichtiger Initiativen eigene Akzente zu setzen. Ich freue mich darauf und wünsche meiner Nachfolgerin Birgit Blättel-Mink und den anderen Vorstandsmitgliedern dafür alles Gute!

Nicole Burzan

Liebe Nicole, sehr verehrte, liebe Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

der erste Monat meiner Amtszeit neigt sich dem Ende – wenn ich diese Zeilen schreibe – und es fühlt sich an, als wäre ich schon lange dabei, auch wenn ich Einiges noch nicht verstehe und jeden Tag froh bin, dass ich Sonja Schnitzler an meiner Seite weiß. Ich danke Ihnen / Euch für das mir erteilte Vertrauen, in den kommenden zwei Jahren gemeinsam mit dem neu gewählten Vorstand und der Geschäftsführung die Interessen der DGS im In- und Ausland vertreten zu können und freue mich auf eine kritisch-konstruktive Zusammenarbeit.

*Welches sind die großen und kleineren Herausforderungen der kommenden Jahre?*

Zu den herausragenden Ereignissen zählen die geplanten Kongresse: die 2. Regionalkonferenz der DGS, pünktlich zum 110. Geburtstag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, an der Friedrich-Schiller-Universität Jena zu »Great Transformation. Die Zukunft moderner Gesellschaften«, der 7. Studentische Soziologiekongress an der Ruhr-Universität Bochum zum Thema »Grenzenlos leben?! – Interdisziplinär denken« und der 40. Kongress der DGS zum Thema »Gesellschaft unter Spannung« im September 2020 an der TU Berlin. Hier wird der Vorstand nach Kräften unterstützen.

Auf der ersten Sitzung des neuen Vorstands im April 2019 haben wir weitere Ziele und Aufgaben formuliert, denen wir uns in den kommenden Jahren widmen wollen. Dazu gehört die Methodenlehre an den Instituten mit soziologischen Studiengängen in Deutschland. Geplant ist eine Erhebung an allen Instituten, um den Stand der Methodenlehre<sup>1</sup> in Deutschland zu identifizieren. Angestrebt werden soll eine ausgeglichene Verteilung von qualitativer und quantitativer Methodenbildung. Zudem wird der neue Vorstand die Aktivitäten des bisherigen Vorstands zur Förderung der Soziologie in der Schule fortführen. Gabriele Rosenthal wird diese Aufgaben im neuen Vorstand übernehmen.

Im April 2019 hat der Ausschuss »Soziologie als Beruf« seine Arbeit aufgenommen. Ziel des Ausschusses ist unter anderem, gemeinsam mit anderen Fachgesellschaften und der Politik die Verbesserung der Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Nachwuchses voranzubringen. Paula-Irene

---

1 Siehe hierzu auch: S. Eifler, J.H.P. Hoffmeyer-Zlotnik, D. Krebs 2011: Die Methodenausbildung in sozialwissenschaftlichen BA-Studiengängen. SOZIOLOGIE, 40. Jg., Heft 4, 443–465.

Villa Braslavsky wird diese Aufgabe fortführen und zudem die Betreuung der Sektionen übernehmen. Die durch den alten Vorstand initiierte Stärkung der Sektionen in den Gremien der DGS wird auch der neue Vorstand fortsetzen.

Dass sich aktuell die Angriffe auf die Wissenschaftsfreiheit – auch in Deutschland – häufen, wird ein weiteres Thema sein, dem sich der neue Vorstand, idealerweise in Kooperation mit anderen Fachverbänden, zu widmen hat. Dabei werden wir nach Kräften auch unsere Kolleg\_innen in den Ländern unterstützen, in denen die Soziologie nachweislich in ihrer Existenz bedroht ist, wie aktuell in Brasilien.

Daneben wird es beim Thema internationale Kooperationen um die Stärkung alter und die Schaffung neuer Kooperationen innerhalb und außerhalb Europas gehen. Dies wird vor allem angesichts des – ja gar nicht mehr ganz so sicheren – Brexits unter veränderten Rahmenbedingungen geschehen. Hans-Peter Müller wird sich als Beauftragter für internationale Beziehungen und in Zusammenarbeit mit weiteren Mitgliedern des Vorstands dieser Aufgabe widmen.

Hubert Knoblauch, als Beauftragter für Forschung, wird die mit anderen Fachverbänden und Institutionen initiierten Bemühungen der DGS zur Verbesserung der Forschungsethik und zu einem alle Forschenden schützenden und stützenden Forschungsdatenmanagement fortführen, was angesichts des spezifischen Digitalisierungsdiskurses in Deutschland keine geringe Herausforderung darstellt. Vorstand und Konzil werden ihn bei dieser Aufgabe unterstützen, wie im Übrigen auch in seiner Rolle als federführender Koordinator des nächsten Soziologiekongresses.

Larissa Schindler wird das Finanzressort übernehmen und Sorge dafür tragen, dass die DGS-Kongresse adäquat durchgeführt werden können und dass sämtliche Konten in Übereinstimmung mit dem Vereinsrecht geführt werden.

Über die Kongresse informieren und die Mitglieder zu Beiträgen und Stellungnahmen für die SOZIOLOGIE einladen, wird weiterhin Sina Farzin gemeinsam mit ihrem Team. Ich denke, ich spreche für uns alle, wenn ich ihr an dieser Stelle für ihre bisherige Arbeit herzlich danke.

Die Evaluation der Reform der Wahlordnung wird ein Tagesordnungspunkt auf der Konzilssitzung im September in Jena sein. Gegebenenfalls notwendige Korrekturen können dort besprochen werden. Auch wird die überarbeitete Website der DGS spätestens zu diesem Termin freigeschaltet

sein. Im Oktober und November dieses Jahres werden die DFG-Fachkollegienwahlen stattfinden, zu deren Teilnahme ich alle Kolleginnen und Kollegen ermuntern möchte. Es ist wünschenswert, in diesem Gremium Vertreter\_innen zu haben, die offen sind für die Vielstimmigkeit unseres Faches.

Ein besonderes Augenmerk wird auch der neue Vorstand auf die Vielstimmigkeit legen, nicht nur was die paradigmatische und methodologische Ausrichtung der Soziologie betrifft, sondern auch im Hinblick auf die Zusammensetzung der Mitglieder in den Gremien der DGS (Statusgruppen, Geschlecht, Alter, Ost-West, Migrationshintergrund u.a.). Ich danke dem alten Vorstand unter der Leitung von Nicole Burzan für seine Anstrengungen auf diesem Feld.

Es bleibt mir zu betonen, wie sehr ich mich über die Wahl zur Vorsitzenden gefreut habe. Dass das kein leichtes Geschäft werden wird, ist mir bewusst und erfahre ich seitdem nahezu täglich. Ich bin jedoch optimistisch, dass wir Soziolog\_innen – und damit meine ich die wissenschaftliche Gemeinschaft in ihrer Vielstimmigkeit – es schaffen werden, interne Konflikte und Spannungen kommunikativ zu bearbeiten und unsere Kompetenzen in den Dienst der immensen gesellschaftlichen Herausforderungen zu stellen. Die anstehenden Kongresse in Jena und Berlin werden sich als Meilensteine auf diesem Weg erweisen.

Schließen möchte ich mit einer Variation eines Ausspruchs von Vicco von Bülow, alias Loriot, unserem verstorbenen Ehrenmitglied:

Es mag möglich sein, dass eine Gesellschaft ohne Soziologie auskommt, die Sinnhaftigkeit eines solchen Zustandes muss jedoch kritisch hinterfragt werden – und dafür wiederum braucht es soziologische Expertise!

Birgit Blättel-Mink

## Vorstand der DGS 2019 bis 2021

Vorsitzende und Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit

Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink  
Goethe-Universität Frankfurt am Main  
Institut für Soziologie  
Theodor-W.-Adorno-Platz 6  
D-60323 Frankfurt am Main  
E-Mail: [b.blaettel-mink@soz.uni-frankfurt.de](mailto:b.blaettel-mink@soz.uni-frankfurt.de)

Stellvertretende Vorsitzende und Beauftragte für die Sektionen  
und Beschäftigungsverhältnisse

Prof. Dr. Paula-Irene Villa  
Ludwig-Maximilians-Universität München  
Institut für Soziologie  
Konradstraße 6  
D-80801 München  
E-Mail: [paula.villa@soziologie.uni-muenchen.de](mailto:paula.villa@soziologie.uni-muenchen.de)

Beauftragter für Internationale Beziehungen

Prof. Dr. Hans-Peter Müller  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Institut für Sozialwissenschaften  
Unter den Linden 6  
D-10099 Berlin  
E-Mail: [hans-peter.mueller@sowi.hu-berlin.de](mailto:hans-peter.mueller@sowi.hu-berlin.de)

---

Beauftragte für die Zeitschrift SOZIOLOGIE

Prof. Dr. Sina Farzin  
Universität Hamburg  
Institut für Soziologie  
Allende Platz 1  
D-20146 Hamburg  
E-Mail: sina.farzin@uni-hamburg.de

Beauftragter für Forschung

Prof. Dr. Hubert Knoblauch  
Technische Universität Berlin  
Institut für Soziologie  
Fraunhoferstraße 33–36  
D-10587 Berlin  
E-Mail: hubert.knoblauch@tu-berlin.de

Beauftragte für Lehre

Prof. Dr. Gabriele Rosenthal  
Georg-August-Universität Göttingen  
Methodenzentrum Sozialwissenschaften  
Goßlerstraße 19  
D-37073 Göttingen  
E-Mail: g.rosenthal@gmx.de

Schatzmeisterin

Dr. Larissa Schindler  
Johannes Gutenberg-Universität Mainz  
Institut für Soziologie  
Jakob-Welder-Weg 12  
D-55128 Mainz  
E-Mail: larissa.schindler@uni-mainz.de

## Protokoll der Auszählung der Wahlen 2019 zu Vorsitz, Vorstand und Hälfte des Konzils der DGS

Die elektronische Abstimmung wurde vom 21. Januar 2019 bis 21. Februar 2019 von Marcel Jablonka, Kompetenzzentrum für Bildungs- und Hochschulforschung (KfBH), unter der Wahlleitung von Prof. Dr. Karin Scherschel (Hochschule RheinMain) und mit Unterstützung von Dr. Sonja Schnitzler (DGS-Geschäftsstelle) durchgeführt.

Entsprechend der Anzahl der wahlberechtigten Mitglieder (Stand: 18. Januar 2019) wurden 3.162 Wahlberechtigungen verschickt. 3.037 Mitglieder wurden per E-Mail angeschrieben, 125 postalisch. Rückläufe wurden nach Adressermittlung erneut versendet.

Die folgenden Abstimmungsergebnisse wurden festgestellt:

### 1. Allgemein

Wahlbeteiligung insgesamt:	1.676
	53,00 %

#### Wahlbeteiligung nach Statusgruppen

(Junior-)Professor/innen	67,2 %
Mittelbauer/innen	52,1 %
Emeriti/Pensionierte	45,4 %
Studierende	43,9 %
Arbeitsuchende	29,6 %

#### Fristgerecht eingegangene Stimmabgaben:

Wahl der/des Vorsitzenden	1.608
ungültig	2
ungültig wg. mehr als 1 Nennung	2
Wahlbeteiligung	51,05 %
Wahl des Vorstands	1.646
ungültig	1
ungültig wg. mehr als 6 Nennungen	1
Wahlbeteiligung	52,25 %

Wahl der Hälfte des Konzils	1.634
ungültig	1
ungültig wg. mehr als 15 Nennungen	1
Wahlbeteiligung	51,87 %

## 2. Wahl der/des Vorsitzenden

Von den 1.608 Stimmabgaben entfielen folgende gültige Stimmen auf

Birgit Blättel-Mink	876 (54,48 %)
Hans-Peter Müller	699 (43,47 %)
Thomas Hinz	5
Andreas Diekmann	3
3 Personen mit je 2 Stimmen	6
15 Personen mit je einer Stimme (davon 1 Person kein Mitglied)	15

Gewählt ist Birgit Blättel-Mink. Sie nimmt die Wahl an.

## 3. Wahl des Vorstandes

Von den 1.646 Stimmabgaben entfielen folgende gültige Stimmen auf

Paula-Irene Villa	881
Sina Farzin	861
Gabriele Rosenthal	739
Hubert Knoblauch	739
Larissa Schindler	689
Hans-Peter Müller	688
Saša Bosančić	585
Diana Lengersdorf	578
Anja Steinbach	561
Olaf Struck	515
Thomas Kron	420
Jürgen Beyer	395

Andreas Diekmann	6
Thomas Hinz	5
Hartmut Esser	4
4 Personen mit je 2 Stimmen (davon 1 Person kein Mitglied)	8
28 Personen mit je einer Stimme (davon 4 keine Mitglieder)	28

Gewählt sind Paula-Irene Villa, Sina Farzin, Gabriele Rosenthal, Hubert Knoblauch, Larissa Schindler und Hans-Peter Müller. Alle sechs Personen nehmen die Wahl an.

#### 4. Wahl der Hälfte des Konzils

Von den 1.634 Stimmabgaben entfielen folgende gültige Stimmen auf

Andreas Reckwitz	747	Anna Buschmeyer	451
Reiner Keller	745	Martina Brandt	429
Birgit Blättel-Mink	728	Angela Graf	421
Stefan Hirschauer	728	Frank Kleemann	417
Michaela Pfadenhauer	649	Daniela Heitzmann	379
Jörg Strübing	617	Jana Rückert-John	326
Heike Delitz	607	Paul Eisewicht	322
Angelika Pofertl	591	Henning Lohmann	304
Petra Böhnke	548	Clemens Albrecht	303
Andreas Diekmann	523	Klaus Kraemer	299
Jürgen Gerhards	512	Jürgen Raab	289
Diana Lengensdorf	511	Gert Pickel	250
Olaf Groh-Samberg	507	Hartmut Esser	4
Thomas Scheffer	488	Thomas Hinz	3
Sybille Frank	485	4 Personen mit je 2	8
Maria Keil	462	44 Personen mit je einer	44
Peter Ullrich	460	Stimme; (davon 9 Personen	
Anne K. Krüger	453	keine Mitglieder)	

Gewählt sind Andreas Reckwitz, Reiner Keller, Birgit Blättel-Mink, Stefan Hirschauer, Michaela Pfadenhauer, Jörg Strübing, Heike Delitz, Angelika Pofert, Petra Böhnke, Andreas Diekmann, Jürgen Gerhards, Diana Lengendorf, Olaf Groh-Samberg, Thomas Scheffer und Sybille Frank. Da Birgit Blättel-Mink auch zur Vorsitzenden gewählt wurde und die Wahl annimmt, rückt Maria Keil ins Konzil nach. Da Gabriele Rosenthal und Larissa Schindler Mitglieder der 2017 für die Amtszeit von vier Jahren gewählten Hälfte des Konzils sind, in den Vorstand gewählt wurden und ihre Wahl annehmen, rücken Peter Ullrich und Anne K. Krüger für ihre verbleibende Amtszeit von zwei Jahren ins Konzil nach. Alle 15 Personen nehmen die Wahl an.

Essen, den 1. März 2019

gez. Prof. Dr. Karin Scherschel  
(Wahlleiterin)

gez. Dr. Sonja Schnitzler  
(DGS-Geschäftsstelle)

## Statement of the German Sociological Association against the intended decentralization of government funding of sociology and philosophy in Brazil's public universities

As recently announced via twitter (April 26<sup>th</sup>, 2019) the Brazilian government plans to decentralize funding for philosophy and sociology at public universities. Instead, public funding is to be rechanneled into so-called »useful« disciplines, such as engineering, arguing that these would have an immediate return to tax-payers, and suggesting that students who wish to pursue degrees in sociology and philosophy ought to pay tuition.

The German Sociological Association protests this political move, which we consider a grave violation of the universally recognized and fundamental principle of academic freedom. The political autonomy of universities and other academic institutions is a core element of free and democratic societies. Specifically, the knowledge produced in disciplines such as philosophy and sociology is without doubt crucial for understanding the modern world and the complex social realities we all inhabit. No modern society can do without the profound theoretical and empirical knowledge of these disciplines.

The decentralization of public funding of sociology and philosophy might be the death-knell for these disciplines in Brazil in the long run. To study in these fields would then depend on the prosperity of students and their families leading to increased elitism and social inequality of education, thus depriving Brazil of the creativity of its diverse population

As sociologists, we are deeply concerned that defunding sociology and philosophy would seriously damage the international reputation of Brazilian universities, not only in the disciplines at stake. Universities and research institutions in Brazil and Germany have close ties and important cooperation. Such a one-sided move by the new Brazilian government would certainly hamper future cooperation between our countries.

The German Sociological Association declares its solidarity with philosophers and sociologists in Brazil and calls on the Brazilian government to continue public funding of philosophy and sociology in its country!

Board of the German Sociological Association

May 2019

## Veränderungen in der Mitgliedschaft

### Neue Mitglieder

Johan Buchholz, M.A., München  
Dipl. Soz. Helga Dill, München  
Dr. Linda Dürkop-Henseling, Kiel  
Valentin Feneberg, M.A., Berlin  
Annika Fohn, M.A., Aachen  
Jonathan Geiger, M.A., Darmstadt  
Dr. Nicole Hiekel, Köln  
Prof. Dr. Christian Imdorf, Hannover  
Dr. Andreas Jansen, Duisburg  
Dr. phil. Denise Klinge, Neubiberg  
Felix Lang, Potsdam  
Sebastian Lang, M.Sc., Hannover  
Dr. Johanna Leinius, Kassel  
Prof. Dr. Kathrin Leuze, Jena  
Dr. Lisa Mense, Essen  
Moritz Plewa, M.A., Frankfurt (Oder)  
Lea Eileen Pöhls, Norderstedt  
Martin Repohl, Erfurt  
Philipp Rhein, Tübingen  
Markus S. Schulz, Ph.D., Erfurt  
Dr. phil. Dennis Walkenhorst, Berlin  
Oliver Wieczorek, M.A. Bamberg  
Dr. des. Lisa Wiedemann, Hamburg  
Dennis Wilke, M.A., Mainz  
Marcel Woznica, M.A., Mainz

### Neue studentische Mitglieder

Yannick Morasch, Darmstadt  
Fabian Müller, Hannover  
Stefanie Raible, Bochum

## Austritte

Mehmet Mutlu Atci, M.A., Dresden  
Daniel Belling, Leonberg  
Prof. Dr. Henning Best, Kaiserslautern  
PD Dr. Christiane Funken, Berlin  
Dipl. Soz.wiss. Arno Georg, Witten  
Felix Goosmann, Bonn  
Dr. Eva Gros, Gießen  
Prof. Dr. Brigitte Hasenjürgen, Münster  
Maximilian Held, Fürth  
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand, Marburg  
Ingbert Jüdt, M.A., Karlsruhe  
Dr. Jan Kalbitzer, Berlin  
Dipl. Pol. Marc Kaulisch, Leipzig  
Apl. Prof. Dr. Matthias Knuth, Hattingen  
Prof. Dr. Alexandra Manzei, Augsburg  
Dr. Andreas Mergenthaler, Wiesbaden  
Prof. Dr. Karl Eberhard Nölke, Frankfurt am Main  
Martin Radtke, Rostock  
Elisabeth Johanna Reihl, M.A., Kalchreuth  
Dipl. Soz. Alexandra Reißmann, Treuen  
Hauke Schmidt, Göttingen  
Prof. Dr. Hans Dieter Seibel, Köln  
Prof. Dr. Ulrike Teubner, Bad Krozingen  
Dr. Eike Wolf, Bochum  
Philipp Wurm, Jenbach

## Verstorben

Prof. Dr. Jürgen Friedrichs, Köln  
Prof. Dr. Uta Klein, Kiel  
Prof. Dr. Manfred Teschner, Darmstadt

## Sektion Alter(n) und Gesellschaft

Frühjahrstagung »Im Alter anders? Zur Bedeutung von Devianz und Abweichung in Zeiten zunehmender Langlebigkeit« am 15. und 16. Februar 2019 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Ausschlaggebend für Wahl des Tagungsthemas war die zunehmende Heterogenität der Lebensphase Alter. Dabei ging es einerseits um Personen, die bereits in ihrer Jugend »anders« waren, andererseits erreichen auch immer mehr Personengruppen die spätere Lebensphase, die früher aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen und fehlender Behandlungsmöglichkeiten keine hohe Lebenserwartung hatten. Darüber hinaus verändern sich historische Vorstellungen davon, wer und was als deviant oder abweichend gilt (zum Beispiel Straffälligkeit) bzw. nicht mehr als solches gilt (zum Beispiel Homosexualität). Die Überschneidung dieser zeitlichen Dimensionen – die individuelle Alterung, die erhöhte Lebenserwartung und die historische Veränderung – führen zu unterschiedlichen Lebensweisen, die die Heterogenität des Alter(n)s weiter akzentuieren. So werden ältere Menschen nicht nur als Opfer krimineller Taten gesehen, sondern zunehmend auch als Täter. Ältere homosexuelle Menschen, die im Erwachsenenalter eine Legalisierung sowie gesellschaftliche Öffnung erfahren haben, befürchten nun, im Alter bei einem offenen Umgang mit ihrer sexuellen Identität in stationären Pflege- oder Behandlungssettings wieder stigmatisiert zu werden. Gleichzeitig werden immer mehr ältere Menschen mit einer Frühdemenz diagnostiziert, was zur Stigmatisierung einer altersgemäß »normalen« Vergesslichkeit beiträgt.

Ziel der in Kooperation mit dem Frankfurter Forum für Interdisziplinäre Altersforschung durchgeführten Tagung war es, konzeptionelle Überlegungen aus der Soziologie abweichenden Verhaltens in die Alter(n)sforschung einzubringen und zu diskutieren, wie Andersartigkeit und Devianz im Alter thematisiert und verstanden werden können. Die Tagung erhielt mit knapp 70 Teilnehmenden ein reges Interesse und wurde auch im Deutschlandfunk vorgestellt.

*Frank Oswald* vom Frankfurter Forum für Interdisziplinäre Altersforschung begrüßte und *Miranda Leontowitsch* und *Anna Wanka* von der Goethe-Universität führten in die theoretische Rahmung der Tagung ein. Dabei nahmen sie Bezug auf die Arbeiten von Howard S. Becker, Erving Goffman, Norbert Elias und John L. Scotson, diskutierten die Bedeutung der Lebenslaufperspektive auf Devianz und Abweichung und hoben die Möglichkeit hervor, Abweichung als Widerständigkeit und Handlungsfähigkeit (Agency)

zu verstehen. Anschließend hielt *Klaus R. Schroeter* (Olten) den Eröffnungsvortrag zum Thema »Doing Age in Other Ways – Doing Age in Small Ways«, in dem er ein sozialkonstruktivistisches Verständnis von Alter(n) als Herstellungsprozess vorstellte und die Abwertung des Alters durch Diskurse, Politiken und Praktiken eines »aktiven, erfolgreichen und produktiven Alterns« kritisch beleuchtete. Eine mögliche Auflösung dieser Abwertung wäre, laut Schroeter, im Spannungsbogen von »Doing Age in Small Ways« (zum Beispiel Praktiken der Gelassenheit, Rezeptivität oder Passivität) bis »Doing Age in Big Ways« (zum Beispiel gesellschaftspolitische Interessensvertretung) zu verorten bzw. zu »verhandeln«.

Im ersten Themenblock »Straffälligkeit und Strafvollzug« beschrieb *Thomas Görgen* (Münster) die Herausforderung, Täterschaft und Opferstatus in der Altersgruppe 60+ herauszuarbeiten, denn vor allem Täter\*innen stellten eine vergleichsweise kleine Gruppe dar, auch wenn sie neuerdings erheblich zunimmt. Zudem habe, entgegen anhaltender Vorstellungen, Altersarmut keinen Einfluss auf Täterschaft. Während *Liane Meyer* (Bielefeld) empirische Daten zur gesundheitlichen Situation älterer Männer in Haft vorstellte sowie die fehlende Wahrnehmung hierfür auf Leitungs- und Gesundheitsebene kritisierte, berichtete *Theresa Grüner* (München) mögliche Alterseffekte auf Bestrafungswünsche zwischen jüngeren und älteren Kohorten in einer Experimentalstudie mit fiktiven Fallvignetten.

Im zweiten Block »Menschen mit Demenz oder sog. geistiger Behinderung« setzte sich *Michael Börner* (Marburg) mit den Auswirkungen von Restriktionen auseinander, wie sie in institutionellen Settings für Menschen mit geistigen Behinderungen entstehen. In biographischen Fallrekonstruktionen konnte er zeigen, dass aus Personen, die im Alter den institutionellen Kontext verlassen, Entdecker\*innen werden, die ihre neue Lebenswelt erobern und sich so erstmals als autonome Subjekte erfahren können. Die Bedeutung von Autonomie war auch für die Teilnehmenden in *Wolfgang Staders* (Fulda) Studie zentral. Ängste bezüglich Altern waren mit der Vorstellung eines Rückzugs in ein Heim besetzt und dem damit drohenden Verlust an Selbstbestimmung. *Matthias Müller* (Kassel) widmete sich der Frühdemenz und dem Umgang damit durch Akteure der sozialen Altenhilfe. Er stellte dabei eine Passung zwischen Professionellen und Familien fest, die eine schützende und bewahrende Geste einnahmen.

Der zweite Veranstaltungstag wurde mit dem Themenblock »ältere Lesben, Schwule, Bi-, Trans- und Intersexuelle (LSBT\*I)« eröffnet. *Ralf Lottmann* (Surrey) thematisierte dabei Annahmen der Sozialkapitaltheorie vor

dem Hintergrund empirischer Befunde zu freundschaftlichen bzw. wahlfamilialen Unterstützungspotenzialen von älteren LSBT\*I. Methodisch stellte er ein Simulationsmodell vor, um Bedürfnisse hinsichtlich der pflegerischen Versorgung von LSBT\*I zu prognostizieren. *Bärbel Traunsteiner* (Wien) fokussierte auf lesbische Frauen im Alter und die Potentiale (kollektiver) Handlungsmächtigkeit in Österreich. *Tamara-Louise Zeyen* (Marburg) behandelte eben diese kollektive Handlungsmächtigkeit im Kontext von Wohnprojekten für gleichgeschlechtlich l(i)ebende Personen im Alter.

Der vierte und letzte Block widmete sich Zukunftsthemen der Andersartigkeiten im Alter. *Daniela Jamin* und *Christina Padberg* (beide Frankfurt am Main) fokussierten dabei die Gruppe der alternde Konsument\*innen illegaler Substanzen, und fragten aus institutioneller Perspektive nach Anforderungen an zukünftige Angebote innerhalb der Alten- und Drogenhilfe. *Cagri Kabveci* (Frankfurt am Main) setzte das Thema Alter(n) in den Kontext einer Migrationsgesellschaft und präsentierte Ergebnisse aus einer ethnographischen Studie zu transnationaler Mobilität türkeistämmiger Rentner\*innen zwischen Deutschland und der Türkei als Reaktion auf stigmatisierende Altersarmut. *Annette Franke* (Ludwigsburg) sprach über Gründungsaktivitäten im dritten Lebensalter und stellte die Frage, inwieweit diese Aktivitäten eine Devianz von Altersnormen und/oder Konformität in einer neoliberalen Arbeitsgesellschaft darstellen.

Geschlossen wurde die Tagung mit einer Reflexion von *Miranda Leontowitsch* und *Anna Wanka* sowie mit einer Diskussion mit den Teilnehmenden zum Tagungsthema. Dabei wurde besonders die Notwendigkeit hervorgehoben, Alter(n)s- und Devianztheorien verstärkt zu verbinden und eine Lebensverlaufsperspektive auf Devianz zu formulieren. Die Möglichkeit, Identity Management als Widerstand gegen Ablehnung und als Agency zu deuten, wurde in vielen der Vorträge angedeutet, und es wäre wünschenswert, wenn es in der deutschsprachigen Altersforschung eine verstärkte Auseinandersetzung mit diesen potentiellen gesellschaftlichen Öffnungen und Schließungen gäbe.

Miranda Leontowitsch, Anna Wanka

## Sektion Arbeits- und Industriesoziologie

Frühjahrstagung »Arbeit(s)\_struktur\_bruch. Zur Bewältigung struktureller Brüche regionaler Arbeitswelten«

Aprilwetter auf dem Gelände der ehemaligen AEG in Nürnberg – »Auf AEG«, wie es hier so schön heißt. Ein geschichtsträchtiger Ort, zumindest aus arbeitssoziologischer Sicht. Hier fand die Frühjahrstagung der Sektion statt, ein passender Ort um über die Bewältigung struktureller Brüche regionaler Arbeitswelten zu sprechen. Schließlich drängt sich das Thema bei jedem der verschobenen Backsteine und durch jedes Stück festgefahrenen Metalls im Teer des ehemaligen Betriebsgeländes auf. Hier rührte sich was – und hier rührte sich am 4. und 5. April wieder was. Annähernd 50 Teilnehmer\*innen – teils auch aus anderen Disziplinen wie den Geschichtswissenschaften und oder Betriebswirtschaft – trafen sich mit viel regionaler Empirie im Gepäck. Dem Tagungsort gegenüber befand sich das leerstehenden Versandzentrum von Quelle mit seinem unter Denkmalschutz stehenden Turm und mahnte, dass Strukturbrüche von Arbeitswelten längst nicht nur »alte« Industrie treffen, sondern auch Einzelhandel- und Dienstleistungswelten.

Die Sprecherin der Sektion, Sabine Pfeiffer, bezog sich in ihrer Einführung in das Tagungsthema auch auf diesen historischen Kontext. Die Intention der Tagung aber – das sollte der Titel »Arbeit(s)\_struktur\_bruch« zum Ausdruck bringen – sollte nicht nur nach hinten blicken. Wie sich Strukturbrüche anbahnen, ausprägen und auswirken stand im Mittelpunkt, verbunden mit der Idee, dass für die aktuelle digitale Transformation aus der regionalen Ver- und Bearbeitung vorangegangener Strukturbrüche vielleicht auch das ein oder andere zu lernen ist. So changierten die verschiedenen Blöcke der Tagung auch zwischen gestern und heute, zwischen technisch und/oder historisch konnotierten Umbrüchen.

Den ersten thematischen Block zu »Technologie- und Branchenumbrüchen« eröffnete *Christian Rau* (Berlin) mit einem detailreichen Einblick in den Hungerstreik der Kalikumpel 1993 in Bischofferode, der die ohnehin schon wirkmächtige Vorstellung von streikenden Bergarbeiter\*innen durch entsprechendes Medienecho noch verstärkte. (»Globalisierung als Problem der Provinz: Strukturpolitik und Raumwahrnehmung in Bischofferode«). Nicht weniger bekannt für eine kampferprobte Arbeiternehmer\*innenschaft ist die Automobilbranche, deren regionale Branchencluster sich *Martin Schwarz-Kocher* und *Sylvia Stieler* (Stuttgart) in Baden-Württemberg genauer

angesehen haben. Eine fundierte qualitative und quantitative Empirie machte deutlich, dass die Elektro-Mobilität dieser Kernindustrie tiefgreifende, strukturelle Veränderungen abverlangen wird. (»E-Mobility und Globalisierung erfordern die Aktualisierung und Weiterentwicklung der regionalen Branchencluster«).

Im folgenden Programmpunkt »Aktuelle (digitale) Umbrüche« setzte die digitale Spitzhacke mit einem Vortrag an, in welchem die Datifizierung als Bruch zwischen bisherigen und neuen Berufsbildern verstanden wird. *Birgit Klein* und *Christopher Zirnig* (Hohenheim) beschäftigen sich mit neuen Berufsprofilen, die sich im Kontext von Big Data abzeichnen (»Wer, Wie, Was – Diskrepanzen zwischen bestehenden Qualifizierungswegen und neuen erforderlichen Berufsbildern durch die Datifizierung«). Dass der digitale Umbruch längst nicht mehr nur Datentransfer und binäre Autobahn bedeuten muss, sondern auch den physischen (Öffentlichen Personennah-)Verkehr betreffen kann, stellten *Norbert Huchler*, *Tobias Ritter* und *Michael Heinlein* (München) vor. Die gesamte Mobilitätsindustrie befindet sich inmitten des digitalen Umbruchs umgeben von komplexer Plattformökonomie, was gerade den ÖPNV mit 150.000 Beschäftigten unter Transformationsdruck setzt. (»Der digitale Wandel des Öffentlichen Personennahverkehrs: Digitalisierung als Ursache oder Lösung eines strukturellen (Um-)Bruchs?«).

Den Einstieg in den Programmpunkt »Regionale Umbruchkonstellationen« übernahmen *Carina Gliese* und *Thomas Schütz* (Stuttgart), indem sie zwei unterschiedliche, regional geprägte Unternehmen in ihrem historischen Verlauf beleuchteten. Der Niedergang beider Unternehmen hinterließ große Lücken nicht nur in der regionalen Wirtschaft, sondern auch darüber hinaus (»Die Strukturkrise der 1970er Jahre in Südwestdeutschland in der Uhrenindustrie und in der Unterhaltungselektronikbranche«). Ähnliche Lücken konnte *Peter Wegenschimmel* (Regensburg) in der Schiffsbauindustrie Polens und Kroatiens feststellen. Der im Titel angesprochene lange Abschied regional eingebetteter Unternehmen kann je nach regionalen Besonderheiten und den jeweils nachgezeichneten Dynamiken der Privatisierung mal schneller und mal langsamer vollziehen – mit je unterschiedlichen Folgen für die regionalen Akteure (»Beziehungsbrüche: Der lange Abschied regional eingebetteter Unternehmen«).

Abends führte *Alexandra Oeser* (Paris) die Zuhörenden in die französische Provinz und machte den – widersprüchlich – erfolgreichen, einige Jahre währenden Kampf gegen eine Werksschließung lebendig. Spannend waren dabei nicht nur die Auseinandersetzungen über Kampfformen oder die besondere

Rolle der Frauen, sondern auch die Form der Forschung: Studierende und Professorinnen waren über mehrere Jahre immer mal wieder gemeinsam über Tage im Feld, vermischten dabei politische Aktion mit ethnografischer Forschung (»Dynamiken einer Standortschließung zwischen Frankreich und Amerika: industrielle Delokalisierung, Finanzialisierung und Widerstand«). Das im Anschluss geplante Podium mit einem ehemaligen Betriebsrat von Grundig, der seit den 1990er Jahren über 200 Werksschließungen in der Nürnberger Region beratend begleitet hat, musste leider krankheitsbedingt entfallen.

Am zweiten Tag der Konferenz war das Gelände ruhig und leer – typisch für einen von universitärer Arbeit geprägten Freitag »Auf AEG«. Umso mehr regten die Gedanken an ehemals volle Hallen und Büros zum Reflektieren über den Programmpunkt »Digitalisierte Umbruchphasen seit 2.0« an. *Martina Fuchs* (Köln) arbeitete in ihrem Vortrag anschaulich die dominanten Narrative der Digitalisierung von den 1970ern bis heute auf (»Digitalisierung, menschliche Arbeit und Raum: Von der Mikroelektronik der 1970er Jahre bis zu Industrie 4.0«). Einen praxis- und erfahrungsgesättigten sowie empirisch fundierten Blick auf die Druckindustrie entfaltete *Anne König* (Berlin). Damit gelang ihr ein beeindruckender Einblick in eine Branche, die als eine der ersten massive Umbrüche durch die Digitalisierung erfuhr (»50 Jahre Digitalisierung der Druckindustrie: Wandel und Bruch«).

Der letzte Programmpunkt »Den Umbruch verarbeiten und/oder gestalten ...« stellte dezidiert als die vorangegangenen die Frage nach der Bewältigung in den Mittelpunkt. *Stefan Schmalz* (Jena) und *Ingo Singe* (Bremen) veranschaulichten mit ihrem Beitrag, dass Aufschwung nicht gleichbedeutend ist mit Verbesserung (»Abgehängt im Aufschwung: Demografische Entwicklungen und Arbeitsbewusstsein in einer schrumpfenden Region«). *Manfred Wanöffel* (Bochum) zeigte, dass auch in Regionen mit wiederholten Strukturbrüchen noch Bewältigungsstrategien greifen können (»Die Gestaltung industrieller Restrukturierungsprozesse durch aktives Betriebsratsmanagement«).

In der gemeinsamen Abschlussdiskussion konnten noch einmal Parallelen zwischen den doch sehr unterschiedlichen Ursachen, Zeiten und Kontexten von Brüchen aller Vorträge resümiert werden. Eine Blaupause für die Bewältigung von Brüchen kann es nicht geben. Der Blick zurück aber hilft, das Hier und Heute in seiner Dynamik besser zu verstehen, das hat die Tagung gerade wegen ihrer thematisch bedingt interdisziplinären Zusammensetzung sehr lebhaft gezeigt.

Marco Blank, Martin Krzywdzinski und Sabine Pfeiffer

## Sektion Organisationssoziologie

Frühjahrstagung »Organisierte Moral« und »Aktuelle Forschung in der Organisationssoziologie« am 4. und 5. April 2019 in Hamburg

Die Frühjahrstagung der Sektion fand an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg statt. Eine Neuerung im Tagungsformat war die gleichzeitige Veranstaltung von zwei parallelen Streams. So gab es zum einen den thematisch fokussierten Tagungsteil mit dem diesjährigen Titel »Organisierte Moral« und zum anderen einen neuen, thematisch offenen Teil mit dem Titel »Aktuelle Forschung in der Organisationssoziologie«.

Im thematisch offenen, von *Stefan Kirchner* (Berlin) und *Michael Grothe-Hammer* (Hamburg) geleiteten Tagungsteil wurden Beiträge aus dem gesamten Spektrum der Organisationssoziologie vorgestellt. Eröffnet wurde der Teil mit dem Vortrag »The Craft of Publishing in Management & Organization Journals« von *Dennis Schoeneborn* (Kopenhagen), der den Teilnehmer\*innen Einblicke geben konnte, welche Herausforderungen sich beim Publizieren in internationalen Organisationsforschungszeitschriften ergeben. Im Anschluss folgten Beiträge zu hybriden Organisationsformen und institutionellen Logiken (*Ali Aslan Gümüşay; Mareike Ariaans*), neuen Organisationstheorien (*Michael Grothe-Hammer* und *Héloïse Berkowitz*), Netzwerken (*Katharina Scheidgen; Niklas Porrello*), organisationalen Veränderungen (*Marco Jöstingmeier* und *René John; Johan Buchholz*) und Hochschulen (*René Kremplow, Susan Harris-Huemmert, Michael Hölscher* und *Kerstin Janson; Katharina Mojescik, Jessica Pflüger* und *Caroline Richter*). Die Teilnehmer\*innen waren im Vorfeld gebeten worden, Artikelentwürfe einzureichen, die untereinander zirkuliert wurden. Außerdem wurde jede\*r Vortragende gebeten, jeweils einen anderen Beitrag zu kommentieren. Auf diese Weise kam eine intensive Diskussion zustande, bei der alle Teilnehmer\*innen konkretes Feedback für die Weiterentwicklung ihrer Manuskripte erhalten konnten.

Der Tagungsteil »Organisierte Moral«, organisiert von *André Armbruster* (Duisburg-Essen) und *Cristina Besio* (Hamburg), beschäftigte sich mit dem komplexen und ambivalenten Verhältnis von Organisation und Moral: Einerseits gibt es Unternehmen, die Menschen- und Umweltrechte skrupellos missachten, Behörden, die nur für den eigenen Vorteil agieren, oder auch Terrororganisationen, die ganze Bevölkerungsgruppen bekämpfen. Entsprechend deuten soziologische Überlegungen auf eine Inkompatibilität von Moral und Organisation hin. Andererseits bekämpfen NGOs Armut, und

Moral ist zentral für Organisationen der Sozialen Arbeit oder im Umweltschutz. Es gibt auch Anzeichen dafür, dass im Zuge der Corporate Social Responsibility-Bewegung Unternehmen vermehrt nach moralischen Kriterien entscheiden. Eine Verankerung von Moral in Organisationen scheint somit durchaus möglich zu sein. Dieses Spannungsfeld wurde zum Anlass genommen, den Zusammenhang von Organisation und Moral zu untersuchen.

Eröffnet wurde der Tagungsteil mit zwei theoretischen Vorträgen zur Frage, ob Organisationen soziale Akteure sind, die moralisch handeln können. *Thomas Klatetzki* (Siegen) verneinte diese Frage mit dem zentralen Argument, dass Organisationen kein Bewusstsein und somit keine Intentionalität aufweisen. Jedoch gibt es Moralität in Organisationen, weil ihre Mitglieder moralisch handeln können. Diese Position kritisierte *Günther Ortmann* (Witten/Herdecke), denn Organisationen sind als sozial konstruierte Formen kollektive Akteure, die konkrete Wirkungen haben. Eine Reduktion der Moralität der Organisation auf die Moralität der Individuen könne nicht das Verhalten von Organisationen (etwa im Fall von Korruption) erklären.

Ein Block von Beiträgen fokussierte wirtschaftliche Organisationen. Zwei Vorträge zum Thema »Compliance« thematisierten vor allem die Risiken, die eine moralische Kommunikation in Unternehmen zeitigen kann. *Sven Kette* (Luzern) zeigte, dass das Compliance Management die Relevanz der Regelbefolgung betont. Problematisch ist dabei, dass zur Sanktionsvermeidung Organisationsmitglieder sparsam mit Informationen umgehen oder umgekehrt die Organisation mit zu vielen Informationen überladen: Beides erschwere organisationale Arbeit. *Sebastian Starystach* und *Markus Pohlmann* (Heidelberg) legten dar, wie Organisationen, Bedingungen schaffen, um die Verantwortung für Missstände auf Individuen abzuwälzen. Die Durchdringung mit Moral, die auch in Unternehmen festzustellen ist, wurde von *Christian Huber* (Hamburg), *Tobias Scheytt* (Hamburg) und *Vitor Klein* (Florianópolis, Brasilien) überzeugend verdeutlicht. Während Risikomanagementsysteme als Kalkulation gelten, die gewissermaßen im Gegensatz zu Moral stehen, sind solche Systeme durch Moral insofern geprägt, als moralische Diskurse mitbestimmen, welche Risiken überhaupt in die Kalkulation einfließen.

Das Kontrastprogramm zur ökonomischen Welt ist der Non-Profit-Sektor, in dem Moral konstitutiv ist. Die Relevanz der Moral in diesem Sektor konnte *Caroline Richter* (Duisburg-Essen) anschaulich darstellen, indem sie

zeigte, wie der gesellschaftliche Diskurs um Digitalisierung im Bereich sozialer Dienstleistungen nicht so sehr unter dem Aspekt der Effizienz, sondern vor allem anhand sektorspezifischer moralischer Frames aufgenommen wird: als Chance für die Partizipation oder als Risiko neuer Ungleichheit. *Kristina Willjes* (Bielefeld) hat sich den Hilfsorganisationen »Tafeln« sowie deren Schwierigkeit gewidmet, Überschuss und Mangel zu überbrücken. Einzelne Tafeln bearbeiten das Problem, dass Spenden unregelmäßig kommen und dass man immer zu viele Kund\*innen hat, indem sie erfolgreich heterogene Ansprüche mittels unterschiedlicher, formaler und informeller Strategien vermitteln. Wohnungslosen-Zeitungen, die versuchen, exkludierte Personen in die Gesellschaft wiederinzugliedern, indem sie diese zu Verkäufer\*innen machen, wurden von *Ingo Bode* (Kassel) untersucht. Diese Organisationen realisieren ihre moralischen Ziele durch die Verbindung mit der Wirtschaft – und insofern sind sie hybride Organisationen, die unterschiedliche Logiken vermitteln.

Moral betrifft aber auch weitere gesellschaftliche Bereiche. Im politischen Bereich gilt es häufig, bestimmte moralische Werte umzusetzen. *Fabian Anicker* (Münster) zeigte aber, dass die konkrete Organisation politischer Verfahren dazu führen kann, dass nicht so sehr die beabsichtigten, sondern andere Werte realisiert werden. Seine Studien zur deliberativen Demokratie zeigen, dass dort weniger Toleranz oder Argumentativität, dafür aber vielmehr Werte der Anerkennung zur Geltung kommen. Wie Organisationen verschiedene Werte konkretisieren, zeigten *Maja Apelt* und *Max Oliver Schmidt* (Potsdam) am Beispiel der militärischen Seenotrettung im Mittelmeer: Zwischen der Pflicht zu helfen und dem Gebot, Grenzen zu schützen, verwenden Kapitäne unterschiedliche konkrete Strategien (zum Beispiel verzögern oder beschleunigen sie Interventionen). Fokussiert auf die katholische Kirche untersuchten *Frank Meier* (Hamburg) und *Thorsten Peetz* (Bremen) Verfahren zur Heiligsprechung unter Berücksichtigung der Bewertung des Lebens einer Person als besonders tugendhaft. Diskutiert wurde die Frage, ob es sich dabei um eine Rationalisierung moralischer Kommunikation handele. *Eike Emrich*, *Freya Gassmann* und *Michael Koch* (Saarbrücken) stellten das IOC als Organisation dar, die moralische Werte, die den Sport kennzeichnen, transportiert, die aber in der Praxis aufgrund multireferenter Ansprüche moralisch abweichendes Verhalten zutage gebracht hat. Sogar das Kölner »Eros Center«, eine Organisation, in der Moral nicht erwartet wird,

kann nach *Arne Dreßler* (Koblenz-Landau) als Lösung eines moralischen Problems (unsittliches Verhalten zu bannen) und als moralische Organisation, die stets Unsittlichkeit vermeidet, aufgefasst werden.

Der Beitrag von *Paul Reimbacher* (Linz) hat mehrere Beispiele aus anderen Vorträgen anhand der Theorie Talcott Parsons' sortiert und gezeigt, dass mit dieser theoretischen Perspektive verschiedene Formen der Moral aufzufassen sind – von einer personalisierten Moral bis hin zu gesellschaftlichen moralischen Diskursen.

Zusammengefasst wurde die Vielfalt der Moral in Organisationen herausgestellt, die in formale Regeln und Verfahren einfließt, die informell in organisationalen Praktiken oder als Verantwortung der Organisationsmitglieder wirken kann und/oder basale Orientierungsmuster anbietet, die die gesamte Organisation prägen. Was die Wirkung von Moral betrifft, ist Moral vor allem in der Wirtschaft häufig Fassade, die teilweise Organisationen schützt, weil sie legitimiert, die aber auch spezifische Risiken mit sich bringt. Für andere Organisationen ist Moral der zentrale Zweck. Obwohl jedoch die moralischen Absichten nicht immer wie gewollt implementiert werden können, dienen sie als Bezugspunkt, um immer neue Strategien zu entwickeln. Dabei übernehmen Organisationen einerseits moralische Vorstellungen anderer gesellschaftlicher Kontexte und andererseits gestalten sie durch ihre konkreten Lösungen die Moral der Gesellschaft kontinuierlich mit.

André Armbruster, Cristina Besio, Stefan Kirchner  
und Michael Grothe-Hammer

## Sektion Qualitative Methoden der Sozialforschung

Frühjahrstagung »Polarisierung und gesellschaftlicher Wandel. Forschungsfelder, Methoden und wissenschaftliche Positionalität« am 27. und 28. März 2019 an der TU Dresden

Die in Kooperation mit dem SFB 1285 »Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung« durchgeführte Tagung beleuchtete einerseits Phänomene der Polarisierung, andererseits sollte Polarisierung als gesellschaftsanalytische Perspektive auf Transformationsprozesse fruchtbar gemacht werden. Gleichzeitig wurde die Frage danach erörtert, wie Sozialforscher\*innen diesen Begriff zum einen methodisch einfangen können und

welche spezifischen Implikationen Forschungen in polarisierten Feldern mit sich bringen.

*Heike Greschke* (Dresden, lokale Organisation) eröffnete die Tagung mit dem Impulsvortrag »Über Polarisierung denken in einer polarisierten Stadt«, der die Teilnehmenden auf das Thema der Tagung und den Veranstaltungsort einstimmte. Anhand exemplarischer Streiflichter auf Dresdner Szenen der Polarisierung von 1990 bis heute, vermittelte der Vortrag nicht nur einen Eindruck zur Stimmungslage in der Stadt. Er zeigte vielmehr, wie sich Konfliktodynamiken über die Zeit verselbstständigen und zu einem sich selbst reproduzierenden Modus der Kommunikation und Repräsentation werden.

*Nicole Burzan* (Dortmund) schloss mit ihrem Vortrag »Hierarchische Polaritäten in der Organisation Museum« an und zeigte, wie sich im Museum wechselseitige polare Abgrenzung um Deutungskonkurrenzen zwischen Aufsichts- und Servicepersonal einerseits und dem künstlerisch verantwortlichen Personal im Museum andererseits vollziehen. Sie diskutierte sowohl methodische Herausforderungen, als auch Grenzen funktionaler Schichtungsmodelle angesichts der Dynamisierung sozialer Ungleichheitsverhältnisse unter Bedingungen des Wandels von Erwerbsarbeit.

*Leandro Raszkewicz* (Dresden) stellte in seinem Beitrag »Rassismus ausstellen: Eine Diskurs- und Positionierungsanalyse« ein methodisches Konzept zur Analyse von Polarisierungsprozessen vor. Die Studie rekonstruiert, wie sich ein Rassismuskurs in der räumlichen und medialen Gestaltung der Ausstellung »Rassismus. Die Erfindung von Menschenrassen« am Deutschen-Hygiene Museum Dresden materialisiert und welche Affordanzen die Ausstellung als Diskursmedium für die Vermittlungsarbeit bietet.

*Marc Dietrich* und *Günter Mey* (Magdeburg/Stendal) setzten sich in ihrem Vortrag »Rassismus in der Popkultur unter Bedingungen des Internets. Zur methodischen Rekonstruierbarkeit von Polarisierungen am Beispiel von deutschem HipHop« ebenfalls mit Kulturproduktionen im polarisierenden Themenfeld Rassismus auseinander. Am Beispiel eines Musikvideos und dessen Reaktionen auf Youtube präsentierten sie das Konzept einer audiovisuellen Grounded Theory zur Analyse intermedialer Kommunikationsverläufe, die Musikvideos, Szenemedien und Social-Media-Kommentare einschließen.

Am zweiten Tag der Tagung schlug *Clara Terjung* (Frankfurt am Main) in ihrem Vortrag »Kriegsberichterstattung als Polarisierung«, die Mitgliedschafts-Kategorisierungs-Analyse als Methode der Rekonstruktion von Polarisierungsprozessen vor. Sie zeigte anhand der Berichterstattung um die »Schlacht von Kobanê« die Dynamiken, die sich innerhalb eines bipolaren

Freund-Feind-Schemas vollzogen und Akteur\*innen über die eigentlichen Konfliktparteien hinaus als Unterstützer\*innen bzw. Gegner\*innen positioniert haben.

*Sarah Hitzler* (Bielefeld) stellte in ihrem Vortrag »Interaktion in Selbsthilfegruppen als Kollektivierung individueller Differenz« ein konversationsanalytisches Verfahren vor, mit dem sie analysiert, was Hilfe in Selbsthilfegruppen bedeutet. Sie stellte heraus, dass Selbsthilfegruppen individuelle Erfahrungen der Ausgrenzung durch »Andersartigkeit« in eine kollektive »andere« Gleichheit transformieren, um die erlittene Isolierung des Individuums zu einer aktiven Abgrenzung der Gruppe umdeuten zu können. Dabei werde Andersartigkeit in Selbsthilfegruppen normalisiert.

*Till Jansen* (Witten/Herdecke) betonte in seinem Vortrag »Kontexturanalyse als Methode zur Analytik sozialer Polarisierung« die Polykontexturalität von Gesellschaft, die immer eine Übersetzung zwischen widersprüchlichen Interessen erfordere. Polarisierung sei ein Zeichen für gescheiterte Übersetzung. Er stellte ein methodisches Verfahren vor, das an die dokumentarische Methode sowie an die Unterscheidung von Stimme und Sprecherinstanzen nach Bachtin und Ducrot anschließt und dazu geeignet sei, unterschiedliche Rationalitäten und Sprecherpositionen in einer Situation zu identifizieren und die hieraus entstehenden Arrangements und Ordnungen zu analysieren.

*Linda Spiekermann* und *René John* (Berlin) diskutierten in ihrem Vortrag »(De-)Polarisierung durch Bürgerwissenschaft« das politisch beförderte Konzept der »Bürgerwissenschaften«. Ausgehend von der Beobachtung einer zunehmenden Polarisierung zwischen professioneller Wissenschaft und Alltagswissen, sowie der damit einhergehenden Delegitimierung und Ablehnung ganzer Wissenschaftsdisziplinen und ihrer Erkenntnisse, sollen »Bürgerwissenschaften« durch die Beteiligung von Amateur\*innen eine Übersetzung zwischen Wissenssphären und De-Polarisierung ermöglichen. Spiekermann und John zeigten anhand der Begleitforschung eines bürgerwissenschaftlichen Forschungsprojekts Probleme der Bürgerwissenschaften, die Gefahr laufe, Polarisierungstendenzen zu verstärken, wenn die Zusammenarbeit zwischen Laien und Professionellen nicht komplementär angelegt würde und Übersetzungskompetenzen in den Auswertungsverfahren fehlten.

Die Vorträge haben eine Bandbreite an Feldern und Anlässen der Polarisierung und eine Vielfalt an methodischen Zugängen zur Polarisierungsanalyse zur Diskussion gestellt, wie Larissa Schindler zum Abschluss der Tagung feststellte. Polarisierung, lässt sich zusammenfassend als (Neu)ord-

nungsprozess beschreiben, der eine Zunahme an fluiden Bewegungen erzeugt, deren Richtung und Pole oft nicht eindeutig zu bestimmen sind, da sie sich erst allmählich formieren. Polarisierung als paradoxes Verhältnis von wechselseitiger Bekämpfung und intensiver Bezugnahme konnte anhand der Dresden-Szenen und in den Themenfeldern Kriegsberichterstattung und Rassismuskurse plausibilisiert werden. Dabei wurde deutlich, dass Polarisierung nicht nur konkurrierende Gruppen in ihrer Gegensätzlichkeit erst hervorbringt, sondern dass diese sich auch gegenseitig Aufmerksamkeit verschaffen und sich so eine bedeutsame *und* andere ausschließende Diskursposition sichern. In der Diskussion wurde daher mehrfach die Frage aufgeworfen, inwieweit sich Polarisierung unter aufmerksamkeitsökonomischen Gesichtspunkten als eigensinniges Geschäftsmodell erweisen kann und sich mithin Steigerungsdynamiken der Polarisierung zumindest teilweise durch diese aufmerksamkeitsökonomische Eigenlogik erklären lassen. Schließlich wurde immer wieder deutlich, dass Polarisierung in mehrfacher Hinsicht mit Invektivität zusammenhängt. So können invektive Erfahrungen (der Stigmatisierung, Ausgrenzung, Herabsetzung etc.) zur Vergemeinschaftung der Invektivierten Anlass geben. Auch sind gegenseitige Beleidigungen, Schmähungen, bis hin zu persönlichen Verletzungen typische Erscheinungen in Polarisierungskontexten. Letztere sind jedoch, so ließe sich invektivitätstheoretisch schlussfolgern, gar nicht das entscheidende Moment in Polarisierungsprozessen. Die im konzeptionellen Sinne des Wortes »Invektivierten« sind vor allem diejenigen, die in keinem der Pole Platz finden und keine Adresse (nicht einmal für Beleidigungen) sind; diejenigen also, die aus dem sich neuordnenden Diskursfeld ausgeschlossen werden und allenfalls Thema, aber nicht Teilnehmende sind.

Heike Greschke

## Arbeitskreis Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen

Tagung »Gewaltgedächtnisse. Analysen zur Präsenz vergangener Gewalt sowie zur Gewaltsamkeit gesellschaftlicher Vergangenheitsbezüge« am 14. und 15. März 2019 in Potsdam

Ziel der Tagung am Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw) war es, das Verhältnis von Gedächtnis und Gewalt zu untersuchen, um so die »Gedächtnishaftigkeit« von Gewalt ebenso wie die »Gewalttätigkeit« sozialer Gedächtnisse theoretisch wie empirisch näher zu bestimmen.

Nach der offiziellen Begrüßung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung durch den Kommandeur des ZMSBw, Jörg Hillmann, und einer kurzen inhaltlichen Einführung durch Nina Leonhard, wurde das Verhältnis von Gewalt und Gedächtnis im Rahmen von 12 Vorträgen aus unterschiedlichen Perspektiven thematisiert.

*Jan Weyand* (Erlangen) eröffnete das erste Panel mit einem Vortrag über die »Wechselbeziehung von kollektiver Erinnerung und politischer Gewalt«. Ausgehend von der These, dass sich soziale Ordnung und Gewalt nicht ausschließen, sondern wechselseitig bedingen, richtete er den Blick auf politische Gewalt, die auf die Stabilisierung oder Destabilisierung von Ordnung abziele und stets im Namen einer Gemeinschaft ausgeführt werde, die sich über Erzählungen über die eigene Vergangenheit konstituiere und dabei Vorstellungen über (il)legitime Gewalt transportiere.

Anschließend präsentierte *Anja Kinzler* (München) anhand von »Narben«, »Gespenstern« und »Detektiven« eine »gedächtnissoziologische Spurensuche zur Präsenz vergangener Gewalt«, hier verstanden als sichtbare und unsichtbare (soziale) Wunden. Kinzler stellte die Folgen von Gewalt im Sinne einer bewussten Verletzung von Körper oder Seele ins Zentrum ihrer Ausführungen.

Um Gewalttaten mit Todesfolge ging es im dritten und letzten Vortrag des erstens Panels. Unter dem Titel »Phantomschmerz. Eine quantitative Analyse vergangener Gewalt in der Gegenwart« präsentierte *Julius Heß* (Potsdam) die Ergebnisse einer quantitativen Untersuchung von Mordraten weltweit im Verlauf der letzten zweihundert Jahre. Heß machte geltend, dass die Häufigkeit von tödlicher Gewalt mit der Zeit insgesamt kontinuierlich abnehme, für den Zeitraum von drei bis vier Generationen allerdings weitgehend persistent bleibe.

Das zweite Panel war den »Formen der Aufarbeitung gewaltsamer Vergangenheit« gewidmet und bestand aus dem Vortrag von *Henning de Vries* (Bielefeld) zum Thema »Strafgerichtsbarkeit versus Wahrheitskommissionen: Die Bedeutung persönlicher Verantwortlichkeit in der Aufarbeitung gewaltsamer Ereignisse«. De Vries ging der Frage nach, wie »Gerechtigkeit« durch Strafgerichtsbarkeit sowie Wahrheitskommissionen institutionalisiert werden könne, und entwickelte dabei ein Modell der Konfliktbewältigung, das auf einer Institutionalisierung generalisierter Erinnerungsschemata beruht.

Das dritte Panel, das vergangenheitsbezogenen Diskursen über Gewalt gewidmet war, wurde mit dem Vortrag von *Matthias Jung* (Frankfurt am Main) über »Morphologie und Funktion von Gewalt Narrativen in der Prähistorischen Archäologie« eingeleitet. Gegenstand der Ausführungen waren die gegensätzlichen Narrative über das Neolithikum und die Bronzezeit und die damit verbundenen unterschiedlichen Bewertungen von Gewalt: Während das Neolithikum als stabil und friedlich gelte und mit Vorstellungen von Gleichgewicht, Homogenität und Zyklizität in Verbindung gebracht werde, werde die Bronzezeit als weitaus gewaltsamer beschrieben. Jung verdeutlichte an diesen Beispielen den hohen Konstruktivitätsgrad sowie starken Gegenwartsbezug in der Deutung archäologischer Funde.

In seinem Beitrag »Architects of our destruction: Gewalt narrative und Widerstand gegen staatliche Entschuldigungen in Kanada«, hob *Tim Nieguth* (Sudbury, Kanada) zunächst auf die Fragilität der nationalen kanadischen Identität ab. Vor diesem Hintergrund habe sich seit den späten 1980er-Jahren eine Politik der Entschuldigung entwickelt. Nieguth arbeitete typische Argumentationsmuster in Bezug auf diese staatliche Entschuldigungspolitik und des damit öffentlich benannten und anerkannten Unrechts heraus.

Im dritten und letzten Beitrag dieses Panels beschäftigte sich *Felix Denzschlag* (Hamburg) mit der Konzeption des Holocaust als »Trauma« der Deutschen im Werk von Aleida Assmann. Er wies sowohl auf sachlich materielle wie werkimmanente Widersprüche hin und zeigte, dass und warum der Begriff des Traumas zunehmend an Substanz verliere, wenn er gleichermaßen auf Täter wie Opfer angewendet wird.

Der zweite Tag der Tagung wurde mit einem vierten Panel zu »Gewalterfahrungen im Familiengedächtnis« eingeleitet. Als erstes ging hier *Gerd Seibald* (Erlangen) den »Wege[n] der familiären Tradierung von Gewalt(erfahrungen)« nach. Anhand von drei Fallbeispielen aus einer qualitativen Interviewstudie mit Familienangehörigen wurden divergierende individuelle wie familiale Umgangsstrategien mit den Gewalterfahrungen aus dem Zweiten

Weltkrieg gezeigt, die neben einer körperlichen und einer reflexiven Dimension auch interaktionelle wie transsituative Elemente umfassen.

Im Anschluss daran analysierte *Anna Ransiek* (Berlin) die Auseinandersetzung schwarzer Deutscher mit der NS-Vergangenheit ihrer Großeltern und arbeitete zentrale »Leerstellen« des Erinnerens heraus, die sich sowohl aus der rassistischen Verfolgung schwarzer Menschen während der Zeit des Nationalsozialismus als auch aus Erfahrungen von beziehungsweise mit Rassismus nach dem Zweiten Weltkrieg ergeben. Ransiek verdeutlichte das Nachwirken der Rassenideologie und präziserte so ein Verständnis von psychischer Gewalt, das auf das Ausgesetztsein gegenüber gewaltvollen Überzeugungen abhebt.

Das fünfte und letzte Panel der Tagung, das Gewaltgedächtnissen im militärischen Kontext gewidmet war, wurde von *Martin Elbe* (Potsdam) mit dem Vortrag »Gewaltpotenziale verstehen – Militärische Sozialisation als Weitergabe organisational memorierter Gewaltkultur« eröffnet. Ausgehend von einem Verständnis von militärischer Gewalt als Potenzial, das nicht notwendig zum militärischen Alltag gehöre, allerdings die Organisationskultur dennoch durchdringe, arbeitete er Beispiele für die Konfrontation mit und die Vermittlung von Gewalt als Teil militärischer Sozialisation heraus, deren legitimes Auftreten begrenzt ist, aber über Formen von Devianz bis hin zu illegitimen Aktionen reichen kann.

Im zweiten Vortrag dieses Panels ging *Gerhard Kümmel* (Potsdam) auf Möglichkeiten und Grenzen des Erinnerens an sexualisierte Gewalt im Kontext militärischer Gewalt ein. Kümmel hob insbesondere die symbolische Bedeutung sexueller Gewalt gegen Frauen hervor, die auf die Demütigung und Erniedrigung der Männer des militärischen Gegners abzielt(e). Eine versöhnende Form von Erinnerung sei unter diesen Umständen kaum zu erreichen.

Die Tagung endete mit dem Abschlussvortrag von *Oliver Dimbath* (Koblenz), in dem dieser ausgehend von einer kurzen Bilanz der Vorträge einen Systematisierungsvorschlag unterbreitete, wie das soziologische Konzept des Gedächtnisses mit Erfahrungen und Erzählungen von sowie über Gewalt in Verbindung gebracht werden könne.

Die Ergebnisse der Vorträge und Diskussionen sollen in einem Tagungsband dokumentiert werden, der für nächstes Jahr in der Buchreihe »Memory Studies« des Arbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen bei Springer VS vorgesehen ist.

Annika Göhler

## Renate Mayntz zum 90. Geburtstag

Am 28. April feierte Renate Mayntz ihren 90. Geburtstag. Auch wenn der Geburtstag dieses Jahr auf einen Sonntag fiel, möchte ich nicht meine Hand dafür ins Feuer legen, dass er gänzlich arbeitsfrei verlief. Wer wie ich einige Jahre Mitarbeiter von Renate Mayntz war, muss jedenfalls aufpassen, sich selbst kein schlechtes Gewissen einzureden, weil er den eigenen Geburtstag oder den der Ehefrau mal ganz arbeitsfrei verbringt. Renate Mayntz hat zwar nie als Lebensmaxime jedes ordentlichen Wissenschaftlers proklamiert, auf Geburtstage keine Rücksicht zu nehmen; und tatsächlich weiß ich überhaupt nicht, wie Renate Mayntz ihre Geburtstage zu verbringen pflegt. Aber auch unausgesprochen vermittelt sie ihrem Umfeld den starken Eindruck, es könne doch gar nicht anders sein, als dass Geburtstage keine Ausrede für Müßiggang sind.

Ebenso sicher kann man annehmen, dass – ginge es nach Renate Mayntz – runde Geburtstage als Anlass für Würdigungen des Lebenswegs und Lebenswerks einer Person, wenn nicht generell, so doch jedenfalls in ihrem Fall untersagt würden. Da es aber in diesem Punkt nicht nach ihr geht, will ich versuchen, einige prägende Züge der Sozialwissenschaftlerin Renate Mayntz zu skizzieren.

Ich beginne mit einem Aspekt, der manchmal und manchen das Wichtigste überhaupt zu sein scheint, von dem Renate Mayntz selbst aber bis heute kein Aufhebens macht: Unter denjenigen großen deutschen Nachkriegssoziologen, die sich in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren im Fach etablierten und es jeder auf seine Weise prägten (in alphabetischer Reihenfolge: Hans Paul Bahrtdt, Karl-Martin Bolte, Ralf Dahrendorf, Thomas Luckmann, Niklas Luhmann, Burkart Lutz, Friedhelm Neidhardt, Heinrich Popitz, Erwin K. Scheuch), ist Renate Mayntz die einzige Frau. Ihre Kollegenschaft im Fach und an der Universität war lange Zeit eine Männerwelt – und ist es, abgeschwächt, bis heute. Mitte der 1980er Jahre war Renate Mayntz die erste Frau, die von der Max-Planck-Gesellschaft zur Gründungsdirektorin eines Max-Planck-Instituts berufen wurde. Man kann vermuten, dass das männliche Max-Planck-Establishment bei dieser Personalentscheidung und auch danach noch genauer als sonst hingeschaut hat. Aber, wie schon gesagt: Renate Mayntz ist stets so aufgetreten, als ob die Wissenschaftlerrolle kein Geschlecht hat; und sie ist mit dieser Fiktion offenbar gut gefahren.

Ganz wenige Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler können auf eine so lange, noch immer nicht beendete Forschungstätigkeit zurückblicken: 66 Jahre seit der Promotion im Frühjahr 1953 – davon 22 Jahre,

also ein Drittel im Ruhestand! Denn Renate Mayntz wurde, wie es deutschen Regelungen entspricht, bereits 1997 als Direktorin des Kölner Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung emeritiert. Sie hat das aber nicht als »Entpflichtung« von der Forschung aufgefasst, sondern weiterhin kontinuierlich gelesen, Daten gesammelt, Überlegungen hin und her gewendet, diskutiert, vorgetragen, aufgeschrieben und publiziert.

Renate Mayntz' Wissenschaftlerinnenlaufbahn begann kurz nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Studium – nicht der Soziologie, sondern erst einmal der Chemie. Ihr Vater, Professor der Ingenieurwissenschaften, war sicher nicht ganz unschuldig daran, dass sie früh am Forschen interessiert war. Prägende Erfahrung einer Kindheit und Jugend unter Naziherrschaft und im Zweiten Weltkrieg war, »herumgeschubst« zu werden, »Opfer von Machtprozessen zu sein, die über mich hinwegrollten« – so reminiszierte sie es gesprächsweise. 1948 ergriff sie die Gelegenheit eines Bachelor-Stipendiums am renommierten Wellesley College an der Ostküste der USA. Noch keine zwanzig Jahre alt, hatte sie es schon eilig und absolvierte das auf vier Jahre angelegte Studium in zwei Jahren – Hauptfach Chemie, aber sie hatte auch einen Kurs Soziologie, der sie nicht sehr beeindruckte, weil er im Unterschied zur Chemie so einfach war. Zurück in Berlin brauchte sie, einschließlich des plötzlichen, aber folgerichtigen Studienwechsels, zwei Jahre bis zur Promotion in Soziologie. Die Universität als Ort, an dem man einen Bildungsroman durchlebt, war ihre Sache nicht. Sie wollte möglichst schnell Forscherin in der Industrie werden und stellte sich vor, »Betriebsklimauntersuchungen« zu machen, bis ihr akademischer Lehrer Otto Stammer ihr bedeutete, dass die Industrie kein guter Ort für unabhängige Grundlagenforschung sei, sondern dass man sich dafür am besten habilitiere. Vier Jahre nach der Promotion reichte die 28-jährige Renate Mayntz dann an der FU Berlin ihre Habilitationsschrift ein, um danach mit einem Stipendium in die USA zu gehen und die dortigen Zentren und Größen der Soziologie, speziell der Organisationssoziologie zu besuchen.

Wie viele deutsche Sozialwissenschaftler, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit fachlich sozialisiert wurden, griff sie entschlossen zu, als der Zugang zum damals neuesten Stand der US-amerikanischen Sozialwissenschaften geboten wurde: Methoden, Theorien, themenbezogene Wissensbestände. Ein provinzielles Wiederbeleben deutscher Soziologietraditionen, wie von anderen versucht, lag ihr fern, was natürlich nicht hieß, die international längst eingemeindeten deutschen Klassiker, allen voran Max Weber, zu ver-

leugnen, und ebenso einschloss, der internationalen Szene noch wenig bekannte deutsche Soziologen der Zwischenkriegszeit wie Theodor Geiger zugänglich zu machen.

Die weiteren Stationen, mit allen Erfolgen und Ehrungen, können hier nicht einmal stichwortartig aufgelistet werden. Hervorhebung verdient jedoch, dass es sich um einen thematisch zugleich sehr folgerichtigen wie entdeckungsfreudigen Weg handelte. Der Startpunkt (1950er Jahre) in der politischen Soziologie, mit frühen Gemeindestudien und Forschungen zu politischen Parteien als Organisationen, führte in den 1960er Jahren in die Organisationssoziologie. Hier leistete Renate Mayntz Großes für deren Etablierung in Deutschland, zeitgleich und gemeinsam mit Niklas Luhmann. Die 1970er Jahre, in denen die Zusammenarbeit mit Fritz W. Scharpf begann, und die erste Hälfte der 1980er Jahre gehörten dann der Verwaltungsforschung, die zunächst – auch mit großen Beratungsprojekten für die Ministerialreformen der sozialliberalen Koalition – das organisationale Binnenleben der Verwaltung beleuchtete, um sodann in der Implementationsforschung, die Mayntz als Forschungsperspektive nach Deutschland brachte, Politikfelder und die Umsetzung von Politiken in den Blick zu nehmen. Das war dann schon das Ende der Reformära, in der Mayntz und Scharpf eine »aktive Politik« propagiert hatten; fortan gab Luhmanns Steuerungspessimismus theoretisch und politisch den Ton an. Doch Mayntz und Scharpf hielten mit empirischen Belegen dagegen: Ja, politische Gesellschaftsteuerung ist schwierig und scheitert oft; aber sie kann auch gelingen, wenn man es richtig angeht und die Bedingungen nicht allzu ungünstig sind. Um auf einer solchen Linie argumentieren zu können, musste Renate Mayntz über die Policy-Forschung hinaus einen Schritt in eine wieder stärker soziologisierte Gesellschaftsforschung machen, was mit dem 1985 von ihr gegründeten Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung geschah. Dieses Institut steht seitdem, auch nach Mayntz Emeritierung, wie nicht so viele andere Institute weltweit für einen zwar bisweilen schwierigen, aber äußerst ertragreichen Spagat zwischen Soziologie und Politikwissenschaft, den ihm Renate Mayntz von Anfang an als Mission auf den Weg gab.

Ein weiter Weg! Vom Binnenleben von Organisationen zu großen gesellschaftlichen Dynamiken, die heutzutage oft im globalen Maßstab betrachtet werden müssen – was auch Renate Mayntz tut, wenn sie sich vor einiger Zeit etwa für weltweite Netzwerke des Terrorismus, dann für Finanzmarktregulierung interessierte und ganz aktuell geopolitische Auseinandersetzungen und Verschiebungen von Machtzentren studiert.

Trotz vieler politiknaher Themen: Ein politisches Missionarstum, womöglich gar im Irrglauben, sich auf soziologische »Wahrheiten« berufen zu können, ist Renate Mayntz ein Schrecken – geradezu der Schrecken schlechthin, den Gesellschaft ausbrüten kann. In der Erinnerung an die 68er-Zeit findet sie starke, ihre damalige Erschütterung nachempfinden lassende Worte. Sie war, zu der Zeit Professorin an Freien Universität in West-Berlin, durchaus »progressiv«, fand viele Anliegen der Studentenbewegung, was die Reform sowohl der Universitäten als auch der Gesellschaft anbetraf, unterstützenswert. Doch dann geriet einiges aus dem Ruder, und auf einmal sah sie sich bis in ihre Vorlesungen und Seminare hinein mit etwas konfrontiert, was damals den gleichermaßen konsternierten Jürgen Habermas von »Linksfaschismus« sprechen ließ: »eine neue Glaubensbewegung, [...] die auch Gewalt ausübte.« Sie selbst rechnet sich der von Helmut Schelsky porträtierten »skeptischen Generation« zu, deren Credo sie so formuliert: »Nein, ich glaube nicht noch einmal« Wobei sie, anders als einige ein paar Jahre ältere Sozialwissenschaftler, dem Nationalsozialismus nie auf den Leim gegangen war – das »noch einmal« trifft also auf sie persönlich gar nicht zu.

Gewalt: »das widert mich an«. Dass solche Erfahrungen, zum einen hautnah, zum anderen als Entsetzen über die nach Kriegsende schnell bekannt gewordenen Geschehnisse in den Konzentrationslagern, Renate Mayntz' Weg in die Soziologie gebahnt haben und ihren Blick auf gesellschaftliches Geschehen bis heute bestimmen, mag beim ersten Blick auf die Themenpalette ihrer Arbeiten verwundern. Man muss schon zwischen den Zeilen lesen, um dann immer wieder auf diesen »Entdeckungszusammenhang« zu stoßen. Das liegt daran, dass sie für sich aus ihrer Abscheu vor sozialwissenschaftlichen Missionaren ein bewusst nüchternes Verständnis von soziologischer Aufklärung gefunden hat: informationsgesättigt statt spekulativ, »technokratische« Beratung von Entscheidungsträgern statt »Aktionsforschung« oder »public sociology«. Den Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für öffentliche Wirksamkeit des Faches erwirbt man sich so nicht – wohl aber für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk.

Ein Lebenswerk, das durch – stets riskantes – Grenzgängertum geprägt ist. Der Spagat zwischen Soziologie und Politikwissenschaft wurde schon erwähnt. Hinzu kommt, dass Renate Mayntz einerseits stets sehr aufgeschlossen war für Anregungen sozialwissenschaftlichen Denkens durch naturwissenschaftliche Modelle – aber ein modisches Drapieren sozialer Tatbestände durch aufregend klingendes Vokabular wie »Selbstorganisation«, »Autopoiesis«, »dissipative Strukturen«, »Synergetik« etc. strikt ablehnte. Es ging ihr nie

um bloße semantische Innovationen, sondern um ein besseres Verständnis der sozialen Phänomene. In einer anderen Hinsicht hat Mayntz die Orientierung an den Naturwissenschaften, obwohl Tochter eines Ingenieurs, stets abgelehnt: Die Sozialwissenschaften können keine Gesetzeswissenschaften auf der Linie des Hempel-Oppenheim-Schemas der Erklärung sein, und Sozialtechnologie scheitert an Eigendynamiken und begrenzter Steuerbarkeit sozialer Dynamiken, nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass Akteure diese Dynamiken durchschauen und in Grenzen mit gestalten können. Stattdessen können die Sozialwissenschaften »kausale Rekonstruktionen« anbieten. In den Worten des Weggefährten Fritz W. Scharpf: »Bei komplexen Konstellationen können wir immer nur Ausschnitte durch einfache Modelle erklären und wir müssen diese Partialerklärungen narrativ verbinden, wenn wir den Gesamtzusammenhang erfassen wollen. Wir haben keine Supermodelle, die uns in die Lage versetzen würden, große komplexe Zusammenhänge in einem Zug theoretisch zu erfassen.« Und so wird es wohl bleiben.

Diese Reserviertheit gegenüber »Supermodellen« erklärt, warum Renate Mayntz auch in der Wissenschaft wenig Bedarf für Revolutionen sah. Sie war im Gegenteil über längere Strecken ihres Erkenntnisstrebens bekennende »Normalwissenschaftlerin«, was nur diejenigen als etwas langweilig einstufen, die Thomas Kuhn nicht richtig gelesen haben. Allein aus dem »puzzle solving« der »Normalwissenschaft« im Rahmen eines wie auch immer gefassten Paradigmas, an dem nicht gerüttelt wird, geht kumulativer Erkenntnisfortschritt hervor; und dieses »Rätsellösen« verlangt nicht nur Beharrlichkeit, sondern oft genug auch Einfallsreichtum und einen Blick für nicht auf der Hand liegende Zusammenhänge und Passungen. Wissenschaftliche Revolutionen, die Paradigmen umstürzen und durch neue ersetzen, sind hingegen erst einmal Fortschrittsbrüche, die dann mühsam – als »nach hinten« ausgerichteter Teil von »Normalwissenschaft« – überbrückt werden müssen. Zum Glück bedarf es solcher Fundamentalrevisionen nur selten. Was es stattdessen jedoch auch in den Sozialwissenschaften – neben saisonalen Modenschauen, die immer hektischer aufeinander folgen, je mehr wissenschaftliches Personal sich angesichts knapper Stellen profilieren muss – durchaus gibt, sind »normalwissenschaftlich« angebaute Paradigmenwechsel, gleichsam das wissenschaftliche Pendant zu politischen Reformen. Renate Mayntz hat einige solcher Wechsel vollzogen: etwa als sie den Horizont der Organisations- und Verwaltungs- und auch Policyforscherin überschritt und zur Gesellschaftsforscherin wurde, die sich noch ganz anderer Theorie-werkzeuge bediente, oder als sie den »Problemlösungsbias« des Steuerungs-

und Governance-Paradigmas ansprach, also darauf aufmerksam machte, dass politische und staatliche Akteure nicht nur und nicht immer vorrangig gesellschaftlich gegebene Probleme bewältigen wollen, sondern mit ihren Machtressourcen auch individuelle oder organisationale Eigeninteressen verfolgen. Mayntz repräsentiert damit einen Wissenschaftlertypus, der in den Sozialwissenschaften, auch unter ihren Größen, viel zu selten anzutreffen ist: eine »Normalwissenschaftlerin«, die sich aber, wenn es sachlich erforderlich oder vielversprechend ist, unsentimental entschlossen in ein anderes Paradigma hineinbegibt.

Wenn ich bis hierher den Eindruck vermittelt habe, im Leben von Renate Mayntz drehe sich alles nur um die Wissenschaft, so war das einerseits gewollt, und muss doch andererseits zurechtgerückt werden. Wer sie nur ein wenig kennengelernt hat, weiß, dass sie eine große Kunstliebhaberin und -kennerin ist und viele Jahre mit Hann Trier, einem der wichtigen deutschen Nachkriegsmaler, verheiratet war. Das ist nur eine Facette dessen, was ihr jenseits der Wissenschaft wichtig ist – dass ich über andere nichts zu berichten weiß, mögen diejenigen bedauern, denen erst *human interest stories* große Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nahebringen. Hier will Renate Mayntz nichts zu bieten haben – für die Fachkolleginnen und -kollegen wie auch für eine breitere Öffentlichkeit soll allein die Wissenschaftlerin zählen.<sup>1</sup>

Uwe Schimank

P.S.: Letztens sah ich sie übrigens auf der Liste der *invited talks* einer Tagung des SFB »Globale Entwicklungsdynamiken von Sozialpolitik«, die im November dieses Jahres an der Universität Bremen stattfinden wird. Man kann darauf wetten, dass das nicht die einzige und nicht die letzte Verpflichtung ist, die sie übernommen hat. Renate Mayntz ist auch weiter für intellektuelle Überraschungen gut.

---

1 Wer mehr über Renate Mayntz wissenschaftlichen Werdegang und ihre Art des sozialwissenschaftlichen Forschens und Denkens erfahren möchte, kann zum gerade erschienenen Band »Renate Mayntz im Gespräch – Ordnung und Fragilität des Sozialen« (herausgegeben von Ariane Leendertz und Uwe Schimank, Campus) greifen, aus dem auch die Gesprächszitate sind. Der Band enthält darüber hinaus eine Reihe von Aufsätzen aus allen Werkphasen, die Interessierten Einstiege in das Werk von Renate Mayntz bieten können.

## In memoriam Jürgen Friedrichs (2. November 1938 – 19. Februar 2019)

Jürgen Friedrichs hat sich nicht mit großen ideologischen Debatten aufgehalten oder ganze Gesellschaftsszenarien entworfen, die schnell verblissen. Dennoch oder gerade deswegen hat er Großes geleistet und der Soziologie seinen Stempel aufgedrückt. Erklärungskräftige Theorie, Verständnis zugrundeliegender Mechanismen auf Mikro- und Makroebene und präzise Deskription sind Markenzeichen seines überaus produktiven Schaffens. Grandseigneur der Stadtsoziologie wurde er kürzlich genannt. Diese ist sicher sein Hauptgebiet seit Jahrzehnten; aber wir kennen ihn auch als Theoretiker, Methodiker, Empiriker, als Jugendforscher, Kriminalsoziologen, Ungleichheits- und Migrationsforscher.

Jürgen Friedrichs ist aufgewachsen in Berlin, hat in Hamburg Soziologie, Philosophie, Psychologie und Volkswirtschaft studiert, war an der Akademie für Wirtschaft und Politik tätig, nach Promotion (»Werte und Soziales Handeln. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie«, Tübingen Mohr-Siebeck) ab 1968 Assistent und ab 1974 Professor für Soziologie an der Universität Hamburg. Auf seine Initiative hin wurde 1982 die Forschungsstelle Vergleichende Stadtsoziologie gegründet, deren Leitung er übernahm. 1983/84 war er Fellow an der Johns Hopkins Universität in Baltimore und 1991 folgte er einem Ruf an die Universität zu Köln. Dort war er zunächst Direktor des Forschungsinstituts für Soziologie (bis 2003) und danach des Instituts für Angewandte Sozialforschung bis zu seiner Emeritierung 2007. Gleichzeitig war er über einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten Herausgeber der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (1991 – 2012). Er hat das Kölner Institut maßgeblich geprägt und war über lange Zeit das Gesicht der »Kölner Zeitschrift«. Namentlich herausgegeben hat er die Sonderhefte »Soziologische Stadtforschung«, »Diagnosefähigkeit der Soziologie«, »Soziale Integration« und »Sozialer Kontext und soziale Mechanismen«.

In der Hamburger Zeit und später in Köln entstanden »Stadtanalyse« (1977) und »Stadtsoziologie« (1995). Diese Werke waren mehr als Lehrbücher. Sie waren zugleich Kompendium, Nachschlagewerk und Programm des Autors. Bestechend sind die tiefen Kenntnisse der soziologischen und stadtsoziologischen Tradition. An die humanökologische Forschung der *Chicago School* wird kritisch und immer auch mit Blick auf die empirische Evidenz angeknüpft. Seine Vergleiche von Stadtentwicklungen (»The Changing Downtown. A Comparative Analysis of Baltimore and Hamburg«, mit Allen

C. Goodman 1987) oder seine Längsschnittanalysen urbaner Entwicklung stehen in dieser Tradition. Die stadtsoziologischen Arbeiten sind angereichert mit sozialräumlichen Analysen und informativem Kartenmaterial. Die Soziologie räumlicher Entwicklung und auch die Umweltsoziologie können von den scharfsinnigen Analysen nur profitieren. Prozesse der Segregation werden in der »Stadtsoziologie« (1995) durch Theorie und Modell erklärt, die Netzwerkanalyse spielt eine gewichtige Rolle, aber immer wird der Blick auch auf das Korrektiv empirischer Daten gelenkt. Der Gehalt der Theorie muss sich an konkreten Fällen urbaner Entwicklungen erweisen.

Schellings Modell der Segregation hat Jürgen Friedrichs bereits in der »Stadtsoziologie« ausführlich behandelt. Zahlreiche Autoren haben das Modell in Artikeln und Büchern beschrieben, Computermodelle konstruiert und erweitert, doch selten wurden die Hypothesen über »tipping points« empirisch fruchtbar gemacht. In der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage des GESIS-Instituts wurden den Befragten der Stichprobe diverse Segregationsmuster in Form einer 7 x 7 – Matrix vorgelegt. Diese und zahlreiche andere Ergebnisse sind in das Buch »Gespaltene Städte. Soziale und ethnische Segregation in deutschen Großstädten« (2009, mit Sascha Triemer) eingeflossen. Die Schwellenwerte sind aufschlussreich. 58% der Deutschen waren bereit, in einem Wohnviertel mit 8% Ausländern zusammenzuleben. Der Anteil sank auf 39%, wenn ein Drittel Ausländer im Quartier lebte und nurmehr 5% der Deutschen waren bereit, einen Ausländeranteil von knapp drei Vierteln in der Nachbarschaft zu tolerieren. Bemerkenswert sind auch die Karten zur ethnischen Segregation deutscher Großstädte. Jürgen Friedrichs hat wohl auch aus den Analysen geschlossen, dass Integration nur dann gelingen kann, wenn jede Art von Ghettoisierung vermieden wird. Aufschlussreich dazu ist sein Vortrag aus dem Jahr 2016 über »Soziale Mischung Bauen« bei der Bundesstiftung Baukultur.<sup>1</sup> Im Interview mit ZEITonline (30. Oktober 2015) wird der Schluss gezogen, dass nur die Verteilung von Flüchtlingen in kleinen Gruppen über die Stadtteile Kontakte zur einheimischen Bevölkerung und Integration befördern kann. Mit den »Kölner Flüchtlingsprojekten« seiner Forschungsgruppe wurden Anwohner in Stadtteilen von Köln, Mülheim Hamburg-Bergedorf und bewusst auch im vornehmen Hamburger Stadtteil Harvestehude wiederholt befragt, außerdem Flüchtlinge und Experten. »Gut aufgehoben sind Schutzsuchende, wenn die Behörden sie in kleinen Einheiten vor allem in Vierteln der Mittel- und

---

<sup>1</sup> Das Video des kurzen Vortrags ist hier zu finden: <https://vimeo.com/254341982>, letzter Aufruf am 17. Mai 2019.

Oberschicht unterbringen,« lautet eine Lehre aus diesen Studien (Spiegel-Online-Interview vom 22. Februar 2017). Die wissenschaftliche Publikation über das Kölner Flüchtlingsprojekt ist im April dieses Jahres erschienen.

Es ist offensichtlich, dass seine empirischen Arbeiten gerade heute von hoher gesellschaftspolitischer Brisanz sind. Das gilt auch für zwei weitere Themen: Gentrifizierung und benachteiligte Wohngebiete. Die erste deutsche Studie über Gentrifizierung stammte von Jürgen Friedrichs (mit Jens Dangschat), weitere empirische Arbeiten folgten, aufbauend auf einem theoretischen Prozessmodell. Denn das ist auch ein Markenzeichen seiner Forschung: Die empirischen Studien stehen auf einer soliden theoretischen Basis. Wenn Robert Kecskes, Michael Wagner und Christof Wolf (2004) in der Festschrift für Jürgen Friedrichs schreiben, dass seine Arbeiten, im besten Sinne, auf »Angewandte Soziologie« zielen, dann muss man doch hinzufügen, dass seine Arbeiten durchgehend theoretisch fundiert sind, dass er nicht nur die intellektuellen theoretischen Diskurse verfolgte, sondern daran auch aktiv, wenngleich nicht selten skeptisch partizipierte. Schon seine oben erwähnte Doktorarbeit befasste sich mit Werten und sozialem Handeln. Im Journal *Urban Studies* entwickelt er eine »Theory of Urban Decline« (1993). Die Schlüsselvariable ist industrielle Diversität. Im internationalen Vergleich prognostiziert der Grad der Diversität, ob Städte absteigen oder prosperieren. Theoretisches Interesse galt auch der Individualisierungsthese (1998). Wie kann man sie näher umreißen, wie gehaltvoll ist sie? Das von ihm herausgegebene Buch hat zweifellos eine rege theoretische Debatte über Individualisierung im Lichte empirischer Daten ausgelöst.

Zwei Jahre später erschien eine Studie, die Klassenlagen als bedeutsamer herausstreicht als individuelle Lebensentwürfe. »Leben in benachteiligten Wohngebieten« (2000, mit Jörg Blasius) ist weit mehr als Sozialreportage. Man könnte sagen, dass sich diese Untersuchung in der Tradition der Marienthalstudie befindet, aber durchgeführt mit modernen Methoden der Sozialforschung. Hier steht wie in anderen Arbeiten von Jürgen Friedrichs nicht bloße Deskription im Vordergrund. Vielmehr geht es um verallgemeinerbares Wissen, um die Untersuchung von Hypothesen über eine »Kultur der Notwendigkeit« (Bourdieu) und Kontexteffekte armer Nachbarschaften. Dazu wurden vier Kölner Stadtviertel mit einem hohen Anteil von Sozialhilfeempfängern ausgewählt. Die Breite der Methoden und Themen ist beeindruckend. Die Aufmerksamkeit der Forscher richtet sich unter anderem auf die sozialen Netzwerke, soziale Normen und die Billigung von Normabweichungen, auf Lebensstile und kulturelles Kapital der Bewohner. Mit der

»Methode der Wohnraumb Beobachtung« werden, wie schon in der Marienthalstudie, nur wesentlich differenzierter, Wohnungseinrichtung und Pflege der Wohnung erfasst. Die Ergebnisse sprechen für die »Kultur der Notwendigkeit« aber auch für starke Gebietseffekte. Je benachteiligter der Stadtteil, desto kleiner sind die sozialen Netzwerke und desto eher wird deviantes Verhalten toleriert. Interessant ist auch, dass die türkischen Bewohner abweichendes Verhalten viel stärker missbilligen. Die Forscher sehen demzufolge gerade in der türkischen Bevölkerung einen Stabilitätsanker für die benachteiligten Stadtgebiete.

Die Vielfalt der in den Studien verwendeten Methoden überrascht nicht. Seit zu Beginn der siebziger Jahre das Lehrbuch »Methoden empirischer Sozialforschung« (1971) erschienen ist, sind Generationen von Studenten in Soziologie und benachbarten Sozialwissenschaften mit diesem Buch aufgewachsen. Auch ich habe mit dem »Friedrichs« gelernt und später gelehrt; ein exzellentes Lehrbuch der Methoden, das Systematik und anschauliche Beispiele in idealer Weise kombinierte. Aber auch andere Arbeiten zu seltener verwendeten Methoden sind bemerkenswert. »Teilnehmende Beobachtung« (1971, mit Hartmut Lüdtke) führte, so der Untertitel, in die »sozialwissenschaftliche Feldforschung« ein. Dazu erschien wenig später der von Jürgen Friedrichs herausgegebene Band »Teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens«, eine hervorragende Sammlung systematischer Beobachtungsstudien, von denen einige heute als klassisch gelten können. Diese vor langer Zeit erschienenen Bücher sind nicht nur von soziologiegeschichtlichem Interesse. Die Studien in »Teilnehmende Beobachtung« sind für Forschung und Lehre auch heute noch inspirierend.

Kindheit und Jugend verbrachte Jürgen Friedrichs in Berlin. Als Kind von vier Jahren wurde er bei einem Bombenangriff verschüttet. Nach der Rettung verschickte ihn die Familie zur Sicherheit auf einen pommerschen Gutshof. Die Familie war wohlhabend, der Vater hatte ein Geschäft mit Rauchwaren, war also im Pelzhandel tätig. Als der Sohn in Schülerzeiten bemerkte, dass die Klassenkameraden anders als er selbst kein eigenes Zimmer zur Verfügung hatten, nahm er sich vor, alle Schulkameraden zu besuchen, um ihre Wohnverhältnisse kennenzulernen. Das war die erste empirisch-soziologische Untersuchung von Jürgen Friedrichs.

Die Leidenschaft für die Sozialforschung blieb, angetrieben von der Begeisterung an Erkenntnis und wissenschaftlicher Neugier. Er konnte mitreißen und motivieren, wie alle, die bei ihm studiert haben, nur bestätigen können. Ich bin ihm erstmalig vor nunmehr fast einem halben Jahrhundert als Student in Hamburg begegnet. Zusammen mit Jürgen Kriz leitete er Anfang der 70er Jahre ein Seminar über Statistik. Bei den »beiden Jürgen« kam ich als Anfangssemester erstmals mit Statistik und sozialwissenschaftlicher Datenanalyse in Berührung. Ergebnisse gab es damals nicht auf Knopfdruck, dafür mehr Verständnis. Ich erinnere mich, dass wir gut eine Woche per Hand gerechnet haben, um die Faktoren aus einer Korrelationsmatrix zu extrahieren.

Jürgen Friedrichs ist wenige Monate nach seinem 80. Geburtstag plötzlich und völlig unerwartet gestorben. Er war in Lehre und Forschung aktiv und engagiert bis zuletzt. Wie jedes Semester plante er auch diesen Sommer ein Seminar und Forschungsarbeiten. Für die Studierenden war der Emeritus, der morgens mit dem Fahrrad ans Institut kam, ein gewohnter Anblick. Nicht mehr erlebt hat er die Publikation seines neuen Buchs »Fremde Nachbarn: Die sozialräumliche Integration von Flüchtlingen« (mit Felix Leske und Vera Schwarzenberg), das im April dieses Jahres erschienen ist. Sein Tod ist ein Verlust für uns alle.

Jürgen Friedrichs hinterlässt seine Frau Ulrike und Tochter Rebecca.

Andreas Diekmann

## In memoriam Manfred Teschner (3. Oktober 1928 – 13. März 2019)

Manfred Teschner war von 1967 bis zu seiner Emeritierung 1994 Professor für Soziologie an der Technischen Hochschule (heute TU) Darmstadt. Er war nicht nur der Begründer der Soziologie an der TH Darmstadt, sondern auch maßgeblicher Initiator einer breiten interdisziplinären Stadtforschung, die heute in Deutschland an einer Reihe von Orten, oft aufgebaut durch seine Schüler, präsent ist. Er hat darüber hinaus die Entwicklung der deutschen Soziologie in den 1970er und 1980er Jahren mitgeprägt und auch die politische Entwicklung der Universitätslandschaft mit beeinflusst. Seine prägenden Wirkungen sind nur vor dem Hintergrund seiner Persönlichkeit und seiner Geschichte zu verstehen. Charakteristisch für Teschner war die Verbindung von politischem Engagement, theoretischer Radikalität, Unabhängigkeit des Denkens und einem unbestechlichen Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit, wie sie ist. Das Interesse an den Problemen und der problematischen Entwicklung dieser Gesellschaft hatte für ihn stets Priorität vor allen innersozziologischen Fragen und Theoriekonstruktionen.

Die politische Orientierung des eigenen Denkens und Handelns war sicherlich von biographischen Erfahrungen angeleitet und geprägt: Als 15jähriger in der Geburtsstadt Danzig zum Luftwaffenhelfer, als 16jähriger noch gegen Kriegsende für kurze Zeit zum Wehrmachtssoldaten gemacht, musste sich Teschner nach englischer Kriegsgefangenschaft und dem Tod der Mutter kurz nach Kriegsende um die beiden nach Westdeutschland geflüchteten jüngeren Brüder kümmern, bis wieder ein Kontakt zum Vater entstand. Er arbeitete zuerst als Flüchtling in der Landwirtschaft, dann – spürbar eine unvergessene Erfahrung für ihn – fünf Jahre lang von 1947 bis 1952 als Bergmann, als Schlepper und Hauer im »Pütt«, in einer Zeche im Ruhrgebiet. Das hautnahe Miterleben schwerer körperlicher Arbeit unter Gleichgestellten, aber auch am unteren Ende der strengen Hierarchie des Bergbaubetriebs – und damit zu wissen, was es heißt, Unterworfenener persönlicher und bürokratischer Herrschaft zu sein –, das Kennenlernen des gesellschaftlichen Milieus und der Lebensweisen der Arbeiter sowie der gewerkschaftlichen und politischen Kultur der Arbeiterbewegung im Ruhrgebiet waren ein wesentliches Moment für die Herausbildung eines gesellschaftlich-moralischen und wissenschaftlichen Maßstabs, der immer Teschners *ceterum censeo* darstellte: Was bedeuten ökonomische und politische Entscheidungen von

Regierungen und Konzernherren für das Leben und das Schicksal der großen Mehrheit in unserer Gesellschaft? Wo treibt diese Gesellschaft hin und was treibt sie an? Was sind die Chancen des Individuums gegenüber den es prägenden gesellschaftlichen Kräften? Wie und mit welchen Folgen sich Ungleichheit, Herrschaft und Unterdrückung in der Gesellschaft verhängnisvoll verschränken – das sind die bestimmenden Motive seines Denkens geblieben.

Manfred Teschner entschied sich schließlich, diese Erfahrungen sowie die Erlebnisse im Krieg und im Hitlerschen Deutschland zu reflektieren und, trotz der prekären Lebensumstände, ein Studium der Sozialwissenschaften zu beginnen. Dazu musste er zunächst ein Jahr Propädeutikum an der Hochschule für Sozialwissenschaften in Wilhelmshaven absolvieren, wo er im August 1953 das Abitur erwarb und dann mit dem Studium – unter anderem bei dem Dozenten Wolfgang Abendroth – beginnen konnte. Er wechselte jedoch schon 1954 nach Frankfurt an das Institut für Sozialforschung, wo er nicht nur weiter studierte, sondern schon im Herbst desselben Jahres eine Anstellung als »Hilfsassistent« erhielt – heute würde man das wohl als studentische Hilfskraft bezeichnen, nur damals beinhaltete diese Stellung die Chance, als einer der noch wenigen Soziologie-Studenten schon an empirischen Untersuchungen und theoretischen Diskussionen mit einigen der ebenfalls wenigen in der BRD tätigen Gesellschaftsanalysen und -theoretiker von Rang teilzunehmen. Theoretische Radikalität und Unabhängigkeit, aber auch der nüchterne Blick auf die gesellschaftliche Wirklichkeit wurden wohl entscheidend durch den engen Kontakt zu Horkheimer und vor allem zu Adorno in Frankfurt geprägt. Nach dem Diplom im Februar 1958 wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialforschung und wirkte in dieser Eigenschaft bis zu seiner Ernennung zum Professor an der Technischen Hochschule Darmstadt im Wintersemester 1967/68 weiter.

Teschner hatte durch seine industriesoziologischen Forschungen ein zunehmendes Interesse an Fragen der Bürokratisierung und ihres Zusammenhangs mit der gesellschaftlichen Entwicklung gewonnen, das nicht auf den Produktionsbereich beschränkt blieb. Aus der Studie des Instituts für Sozialforschung über den »Verband der Heimkehrer« entstand die Doktorarbeit, mit der er im Sommer 1960 promoviert wurde. Mitte der 1960er Jahre schrieb er – angeregt durch seine mittlerweile umfangreichen Lehrerfahrungen an der Universität – eine Arbeit zur »Wirksamkeit der politischen Bildung«, die im Sommer 1966 an der Philosophischen Fakultät der Johann

Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt auf Vorschlag Adornos als Habilitationarbeit eingereicht wurde; der Abschluss des Verfahrens wurde durch die Berufung nach Darmstadt hinfällig.

Mit der Berufung und Ernennung zum ordentlichen Professor auf den neu geschaffenen Lehrstuhl für Soziologie an der Staats- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Hochschule Darmstadt begann die Lebens- und Arbeitsphase größter öffentlicher Wirksamkeit. Manfred Teschner kam in einer politischen Situation an die THD, in der der gerade 39jährige Soziologie-Professor rasch mit hohen Erwartungen einerseits, mit ebenso vielen Vorbehalten auf der anderen Seite konfrontiert wurde. Übers Jahr, nämlich 1969 und 1970, fand er sich in dem zwischen 1968 und 1971 existierenden Dreier-Direktorium, das im Übergang vom alten Rektorat zum neuen Präsidium die Hochschule leitete, an der Seite des Architekten Max Guthert und des Physikers Friedrich Beck wieder.

Die Zusammenarbeit mit Max Guthert im Direktorium war auch in anderer Hinsicht folgenreich: Mit ihm zusammen arbeitete Teschner 1969 bis 1974 an der Entwicklung interdisziplinärer Lehrinhalte in der Ausbildung von Stadt-, Regional- und Landesplanern; die interdisziplinäre Orientierung der Darmstädter Soziologie, die dem aus der Frankfurter Tradition genährten Realismus der Gesellschaftssicht geschuldet ist, hat Teschner von Anfang an als prägendes Moment eingeführt. Denn Soziologie als Fach wurde schrittweise, aber bis Mitte der 1970er Jahre als vollgültiger Studiengang, etabliert. Spätere Professor/inn/en und Aktive der interdisziplinären Stadtforschung und -entwicklung wie Walter Siebel, Lorenz Rautenstrauch, Werner Durth, Hanns-Peter Ekardt, Karl-Dieter Keim oder Hille von Seggern wurden von ihm promoviert.

Schon in den 1960er Jahren hatte Teschner eine Diskussionsgruppe organisiert, die auf die Gründung einer Sektion Stadtsoziologie in der DGS zielte; nach ihrer Gründung 1971, die maßgeblich auf ihn zurückgeht und an der auch Max Guthert beteiligt war, wurde Teschner ihr erster Sprecher, später folgte ihm für viele Jahre Bernhard Schäfers. »Nebenbei« setzte Teschner übrigens seine integrativen inhaltlichen Fähigkeiten 1971/72 als Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (zusammen mit M. Rainer Lepsius und Ralf Dahrendorf) ein, um das angesichts einer Krise von Soziologie und Soziologieausbildung nach dem Frankfurter Soziologentag 1968 und der Studentenbewegung drohende Auseinanderfallen der DGS zu verhindern.

Die einmal eingeschlagene Richtung interdisziplinärer Orientierung der Soziologie an der THD blieb – und zwar wegen der Situierung dieses Instituts an einer Technischen Hochschule, die ja für Teschner zugleich eine Nähe zu sonst vernachlässigten Seiten der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutete – als Leitlinie seiner Forschung und Lehre erhalten. Von Mitte der 1970er Jahre bis zu seiner Emeritierung – also über einen Zeitraum von zwei Jahrzehnten – war er kontinuierlich an fachübergreifenden Forschungsprojekten zu den verschiedenen Aspekten der räumlichen Gesellschaftsanalyse beteiligt. Manfred Teschner wirkte an diesen Untersuchungen und begleitenden Kolloquien und Lehrveranstaltungen mit, um mit Hartnäckigkeit, die aber immer gepaart war mit großer inhaltlicher Argumentationskraft, die sozialen Dimensionen der jeweiligen Problemstellung deutlich zu machen. In der Zusammenarbeit mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren kann man – so ein anderes seiner *cetera censeo* – als Sozialwissenschaftler nur bestehen, wenn man die eigenen spezifischen Betrachtungsweisen und Fragestellungen zur Geltung bringt; nicht inhaltliche Anpassung an die Sichtweise der anders denkgeschulten Disziplinen, sondern das Beharren auf der Berechtigung der eigenen Perspektiven des Fragens und des Denkens ist die Bedingung für produktive Kooperation. Das Geltenlassen der anderen Sichtweise – zunächst ganz im Sinne liberaler Tugenden – ist der Verhaltensimperativ; er sollte freilich nicht – wie oft in liberalen Kontexten – die eigene Kritikfähigkeit einschränken dürfen. An diese Denkweise zu erinnern, sie zu bewahren und zu bestärken, ist gerade unter den heutigen Bedingungen eines vermehrten Anpassungsdrucks in allen Wissenschaftsbereichen besonders angebracht.

Rudi Schmiede

## Demografie-Preis 2019

Die Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen und die Intergenerational Foundation loben den Demografie-Preis 2019 aus. Das Thema lautet:

*Wohnungskrise: Wie können wir die Situation für junge Menschen verbessern?*

In vielen Ländern, insbesondere in Groß- und Universitätsstädten, ist bezahlbarer Wohnraum ein drängendes Problem. Von dieser »Wohnungskrise« sind verschiedene Generationen jedoch in unterschiedlichem Maße betroffen, so dass es sich auch um eine Frage der Generationengerechtigkeit handelt: Steigende Miet- und Kaufpreise erschweren gerade jungen Menschen zunehmend den Zugang zum Wohnungsmarkt.

Wie kann sichergestellt werden, dass die junge Generation beim Thema »Wohnen« nicht auf der Strecke bleibt?

Willkommen sind Beiträge mit 5.000 bis 8.000 Wörtern, die sich innovativ mit dem Thema auseinandersetzen und Reformvorschläge oder Analysen ausarbeiten. Das Preisgeld von insgesamt 10.000€ wird unter den Gewinner\*innen aufgeteilt. Einsendeschluss ist der **1. Dezember 2019**.

Weitere Informationen zum Demografie-Preis 2019 finden Sie auf der Webseite der Stiftung für die Rechte zukünftiger Generationen unter der Rubrik »Preise« auf [www.generationengerechtigkeit.info](http://www.generationengerechtigkeit.info). Für vollständige Ausschreibungsunterlagen wenden Sie sich an: [kontakt@srzg.de](mailto:kontakt@srzg.de).

## Habilitationen

Dr. Boris Traue hat sich am 19. September 2018 an der Technischen Universität Berlin habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Selbstautorisierungen. Die Transformation des Wissens in der Kommunikationsgesellschaft«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

# Call for Papers

## 2. Wissenschaftsworkshop zu den Auswirkungen des gesetzlichen Mindestlohns

Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Berlin, 12. und 13. November 2019

Die Auswirkungen des seit 2015 geltenden gesetzlichen Mindestlohns sind Gegenstand vieler wissenschaftlicher Forschungsprojekte. Vor diesem Hintergrund organisiert die Geschäfts- und Informationsstelle für den Mindestlohn (Mindestlohnkommission) einen Workshop zum wissenschaftlichen Austausch über aktuelle, noch nicht als Artikel veröffentlichte Arbeitsergebnisse der Mindestlohnforschung (»work in progress«). Willkommen sind quantitative und qualitative empirische Beiträge, die sich auch auf spezifische Zielgruppen, Regionen oder Branchen beschränken können. Interessierende Themen entlang der gesetzlichen Evaluationskriterien (vgl. auch den ersten und zweiten Bericht der Mindestlohnkommission) sind:

- Auswirkungen des Mindestlohns auf den Schutz der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer (zum Beispiel Lohnstruktur, Erwerbsbiografien, soziale Sicherung, »Aufstocker«, Umsetzung des Mindestlohns)
- Auswirkungen des Mindestlohns auf die Beschäftigung (zum Beispiel Beschäftigungsniveaus, Beschäftigungsformen, Arbeitszeit, Arbeitslosigkeit, Ausbildungsgeschehen)
- Auswirkungen des Mindestlohns auf die Wettbewerbsbedingungen (zum Beispiel betriebliche Anpassungsmaßnahmen, Produktivität, Wettbewerbssituation bzw. -intensität, makroökonomische Indikatoren)

Vortragsangebote zu aktuellen Forschungsprojekten (Vorstellung von Zwischenergebnissen laufender Projekte, von Arbeitspapieren etc.) können in Form von aussagekräftigen Exposés (max. 5.000 Zeichen) bis zum **2. August 2019**

eingereicht werden. Bitte senden Sie Ihren Beitrag per E-Mail an die Adresse [geschaeftsstelle@mindestlohn-kommission.de](mailto:geschaeftsstelle@mindestlohn-kommission.de).

Eine Rückmeldung über die Annahmeentscheidung erhalten Sie bis zum 4. September 2019. Die Veranstaltung wird vom Vorsitzenden der Mindestlohnkommission, Jan Zilius, sowie den wissenschaftlichen Mitgliedern, Prof. Dr. Clemens Fuest und Dr. Claudia Weinkopf, begleitet. Tagungsgebühren werden nicht erhoben. Reisekosten werden entsprechend den Richtlinien des Bundesreisekostengesetzes erstattet. Die Veranstaltung findet in den Räumen der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Nöldnerstraße 40–42, 10317 Berlin statt. Bei Fragen können Sie sich gerne an die Geschäftsstelle der Mindestlohnkommission wenden:

E-Mail: [geschaeftsstelle@mindestlohn-kommission.de](mailto:geschaeftsstelle@mindestlohn-kommission.de)

Telefon: 030/51548-4194

# Tagungen

## X. Internationales Tönnies Symposium

5. bis 7. September 2019, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel,  
Christian-Albrechts-Platz 2, 24118 Kiel

Anlass der Veranstaltung ist das diesjährige Erscheinen von *Gemeinschaft und Gesellschaft* als Band 2 der Tönnies-Gesamtausgabe. Unter dem Titel »Gemeinschaft und Gesellschaft: Gemeinwohl und Eigeninteresse heute« wird es darum gehen, dem Denken von Ferdinand Tönnies vor dem Hintergrund aktueller vielfältiger sozialer Herausforderungen und Krisen nachzuspüren. Außerdem wird der thematische Reichtum des Klassikers im Kontext der Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts beleuchtet.

Die Eröffnung des Symposiums findet am 5. September ab 18 Uhr im Schleswig-Holstein-Saal des Landeshauses, Düsternbrooker Weg 70, 24105 Kiel statt. Am 6. und 7. September ist das weitere Programm entlang von Plenarvorträgen und acht Panels organisiert, an denen insgesamt rund 60 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler teilnehmen:

1. Tönnies als politischer Denker
2. Tönnies und die werdende Sozialwissenschaft I –  
Naturwissenschaftlicher, speziell biologischer Kontext (Positivismus)
3. Tönnies und die werdende Sozialwissenschaft II –  
Philosophisch-geistesgeschichtlicher Kontext
4. Tönnies und die Ambivalenz der Moderne
5. Gemeinschaft – Virtualität – Öffentliche Meinung
6. Erträge und Desiderate der Tönnies-Forschung
7. Der unsichtbare Tönnies
8. Tönnies als Wirtschaftsberater

Im Verlauf der Tagung werden Prof. Dr. Walter Reese-Schäfer, Prof. Dr. Peter-Ulrich Merz-Benz und Prof. Dr. Alexander Deichsel Festvorträge halten. Am 6. September 2019 sind Plenarvorträge von Alexander Wierzock, M.A., Prof. Dieter Haselbach, Prof. Dr. Timo Meynhardt, Prof. Dr. Konrad Otto, Prof. Dr. Karl-Siegbert Rehberg und Dr. Nadja Kobler geplant, am 7. September werden Prof. Dr. Carsten Schlüter-Knauer, Dr. Cornelius Bickel, Sebastian Klauke, M.A., Prof. Dr. Michael Opielka und M.A. Verena Keyzers sprechen. Über die Vorträge und die Besetzung der Panels informieren Sie sich bitte auf der homepage der Ferdinand Tönnies Gesellschaft unter [www.ftg-kiel.de/aktuell.htm](http://www.ftg-kiel.de/aktuell.htm). Die überwiegende Zahl der Vorträge wird auf Deutsch gehalten, einige auf Englisch.

Die Veranstaltung richtet sich gleichermaßen an die interessierte Öffentlichkeit und Wissenschaft. Die Teilnahme ist kostenlos, allerdings bitten wir um Anmeldung für die Eröffnung am ersten Tag und den Empfang am zweiten Abend. Für die Anmeldung oder bei Fragen wenden Sie sich bitte an

Sebastian Klauke

E-Mail: [ftg-kiel@t-online.de](mailto:ftg-kiel@t-online.de)

## Grenzenlos leben?! – Interdisziplinär denken

7. Studentischer Soziologiekongress vom 19. bis 22. September 2019 in Bochum

Der Studentische Soziologiekongress – eine der wichtigsten deutschsprachigen Nachwuchsveranstaltungen im sozialwissenschaftlichen Bereich – findet alle zwei Jahre statt. Der Kongress hat einen stark kommunikativen Charakter und entspricht damit dem Wunsch des wissenschaftlichen Nachwuchses, sich auszutauschen, aktuelle Themen zu diskutieren, sowie methodisch und inhaltlich voneinander zu lernen. Für dieses Jahr hat der Fachchaftsrat Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum den Kongress an die RUB geholt. Neben den üblichen, vielfältigen Themen des Kongresses wird in diesem Jahr auch Open Science explizit ein Thema sein, unter anderem mit einer Keynote von Nate Breznau (einer der Organisatoren der MZES Open-SocialScience Conference, die im Januar in Mannheim stattfand).

Grenzen sind in vielfältiger Weise Knotenpunkt aktueller gesellschaftlicher Diskurse. Es gilt Grenzen aufzulösen, zu überwinden, zu schützen, zu erkennen und zu diskutieren. Im Folgenden werden einige Themen der Konferenz dargestellt, die es vorzutragen und anzuhören lohnt.

### *Technik und Wissen*

Die Aufbereitung und Verbreitung von Wissen hat sich in den letzten Jahrzehnten durch die Etablierung neuer Medien stark verändert. Smartphones, Tweets, Kommentare, Blogs und Snaps gehören zur alltäglichen Lebenspraxis, die sich nicht nur auf Politik, Journalismus und den Wandel von Arbeit auswirken, sondern auch die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata jeder einzelnen Person verändern. Die Vielfalt an Wissen ist für einen Großteil der Menschen jederzeit abzurufen. Technische Innovationen lassen sich in allen Lebensbereichen entdecken. Screenings ermöglichen uns Interpretationen der menschlichen DNA, smarte Häuser bereiten den morgendlichen Kaffee bereits vor dem Aufstehen zu und Roboter leisten Care-Arbeit. Welche Auswirkungen lassen sich hieraus ableiten und wer übernimmt überhaupt Verantwortung?

### *Individualisierung*

Die Ausdifferenzierung von Lebensstilen scheint aktuell einen neuen Bedarf nach Identität zur Folge zu haben und führt andererseits zu neuen Beziehungs- und Einsamkeitsformen. Dies stellt neue Anforderungen an Einzelne und an die Familie als Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft. Der durch Informationen getriebene Wandel lässt eine Einordnung in öffentlich und privat kaum zu und zeigt uns im Alltag, dass Individualisierung ohne ein Gegenüber nicht möglich ist. Bedeutet fortschreitende Individualisierung Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen oder die Tyrannei der Autonomie?

### *Arbeit und Wirtschaft*

Entgrenzte Erwerbsarbeit bietet Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Arbeit und Familie, aber auch das Risiko von einer Verbetrieblichung des Alltagslebens. Die verstärkte (Selbst-) Ausbeutung von Subjektivität bringt Benachteiligte dieser Entwicklung hervor: Insbesondere atypisch Beschäftigte

leiden unter zunehmender Prekarisierung und mangelnder sozialer Teilhabe. Der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit findet nun vermehrt im Individuum selbst statt. Wo liegen die Grenzen kapitalistischer Wachstumslogik und welche langfristigen Folgen entwickeln sich durch den strukturellen Wandel der Arbeitswelt?

### *Urbane Räume, Region, Migration*

Wenn Menschen sich unter anderem aufgrund von Repression und Klimawandel über Länder und Staaten hinwegbewegen, gilt es in einer globalisierten und vernetzten Welt Barrieren des Zusammenlebens zu überwinden. Während es in Europa parallel zur Öffnung und Verstärkung von Grenzen kommt, stellen Mobilität und Grenzübergänge auch die lokale Ebene, Städte und Gemeinden vor neue Herausforderungen. Segregationstendenzen resultieren in der räumlichen Trennung von sozialen Gruppen und Gentrifizierungsprozesse befeuern Debatten über das Recht auf Stadt in urbanen Räumen. Welche Auswirkungen haben politische Grenzen auf internationale Migrationsbewegungen und wird das Primat der sozialen Durchmischung für Stadtgesellschaften ausreichend diskutiert?

### *Geschlecht und soziale Ungleichheit*

Neben verschiedenen anderen Diskriminierungskategorien stellt die Kategorie Geschlecht eines der zentralen Merkmale sozialer Ungleichheit dar. In modernen Gesellschaften sind Männer und Frauen immer noch nicht vollständig gleichgestellt. Sei es in der Arbeitswelt, Politik oder der Familie. Reproduktionsarbeit ist nach wie vor weitgehend die Aufgabe von Frauen. Dabei spielen geschlechtsspezifische Rollenerwartungen eine erhebliche Rolle, welche sowohl Frauen als auch Männer in ihrer Lebensgestaltung bedeutend einschränken können. Selbst wenn diese Grenzen schrittweise aufgelöst werden, sind sie bis heute nicht vollständig überwunden. Momentan können wir sogar weltweite Bestrebungen beobachten, die wieder zunehmend klassische Rollenbilder propagieren und damit erfolgreich sind. Können wir die Kategorie Geschlecht überhaupt überwinden?

Neben der Beschreibung bestehender gesellschaftlicher Dynamiken wollen wir einen Schritt weitergehen und über mögliche Brüche gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Praxis mit bestehenden Verhältnissen nachdenken.

Neue und unbekannte Methoden wie zum Beispiel die »Mixed Methods« und deren Anwendungsbereiche haben sich mit der Zeit und über die Grenzen der Disziplinen hinweg entwickelt und dabei, auch dank des digitalen Fortschritts, die Möglichkeiten für Wissenschaft in der Zukunft erweitert. Damit einher gehen wiederum Paradoxien aus dem (Über-)Angebot an Optionen, welche sowohl die Möglichkeiten erweitern, als auch eine nicht greifbare Parallelwelt generieren.

Welche Rolle übernimmt Wissenschaft und insbesondere die Soziologie in dem Bestreben emanzipatorische Verhältnisse für alle Menschen zu schaffen? Wie kann die Vermittlung von soziologischem Wissen stattfinden und die Öffentlichkeit an soziologischer Forschung beteiligt werden?

Mehr Infos findet Ihr auf <https://2019.soziolegiekongress.de/>, oder schickt eine Mail an: [info@soziolegiekongress.de](mailto:info@soziolegiekongress.de)

## **Jasper W. Korte** **Soziologie in der Presse**

Die Gestalt der massenmedialen Präsenz ist sowohl für die professionspolitische wie die gesellschaftsanalytische Reflexion der Soziologie von großem Interesse. Die Thesen der Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft und der Medialisierung der Soziologie legen eine erhöhte und kritische massenmediale Aufmerksamkeit nahe, während innerhalb der Disziplin eher von einer schlechten Presse ausgegangen wird. Neben Anekdoten und pessimistischen Einschätzungen finden sich keine aktuellen empirischen Untersuchungen zum Ausmaß und der Art und Weise, wie Soziologie in Massenmedien dargestellt wird. Dem wird mittels einer standardisierten Inhaltsanalyse eines Teiles der deutschen Qualitätspresse begegnet. Soziologie ist demnach regelmäßiger Teil der Berichterstattung und wird in vielfältigen Weisen thematisiert. Die Berichterstattung verläuft stabil und der massenmedialen Logik unterworfen.

To know how mass media report sociology is important for professional and analytical means. Assumptions about the social scientification of society and the medialization of sociology suggest an increasing and critical reporting, while the discipline assumes a bad press. However, there is no recent empirical research beside of anecdotic evidence or pessimistic public statements. To show evidence about the sociology reporting in Germany a standardized content analysis of a part of the quality press is conducted. Sociology is therefore a regular part of the reporting and is shown in different ways. The reporting is stable and oriented on the mass media logic.

## **Martina Franzen et al.** **Das DFG-Netzwerk »Soziologie soziologischen Wissens«**

Das wissenschaftliche Netzwerk »Die Soziologie soziologischen Wissens« wird seit Januar 2017 für einen Zeitraum von drei Jahren von der DFG gefördert. Im Rahmen des Netzwerks sollen wissenschaftssoziologische Perspektiven auf die Soziologie erörtert, ausgeweitet und durch gemeinsame Diskussionen und Publikationen im akademischen Diskurs verankert werden. Der Beitrag in Form einer Diskussion unter den Netzwerkmitgliedern bearbeitet die Frage, worin der besondere Mehrwert liegt, die Instrumentarien der Soziologie auf sie selbst anzuwenden.

The scientific network »Sociology of Sociological Knowledge« has been funded by the DFG since January 2017 for a period of three years. Within the network, sociological perspectives on sociology are to be discussed, expanded and anchored in academic discourse through joint discussions and publications. The contribution takes the form of a discussion among the network members of where the particular added value lies in applying the instruments of sociology to sociology itself.

**Uwe Dörk, Sonja Schnitzler, Alexander Wierzock**  
**Die Gründung der Deutschen Gesellschaft für**  
**Soziologie vor 110 Jahren**

Das Autorenteam befasst sich mit dem Kontext, den Zielen und den Bedingungen der Entstehung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Jahr 1909. Gründungszeit und historische Entwicklung bis in die Bundesrepublik hinein werden mit Rekursen auf die wechselnden politischen Verhältnisse nachgezeichnet und die sich in den verschiedenen konzeptuellen Ausrichtungen der Satzung niederschlagenden Veränderungen werden dargestellt.

The team of authors deals with the context, goals and conditions of the formation of the German Sociological Association in 1909. The founding period and historical development well into the Federal Republic are traced by recourse to changing political conditions. The changes, reflected in the various conceptual orientations of the statutes, are sketched.

**Stephanie Knuth**  
**Der Umgang von Soziologie-Professor\_innen**  
**mit Habitus-Struktur-Konflikten**

Aufgrund ihres Fachwissens müssten Soziologielehrende gegenüber einer heterogenen sozio-kulturellen Zusammensetzung der Studierenden eine besondere Aufmerksamkeit bzw. Wachsamkeit haben und darauf achten, dass die Reproduktion sozialer Ungleichheit in Hochschulbildungsprozessen von allen Beteiligten reflektiert wird. Um dieser These nachzugehen habe ich vier leitfadengestützte Interviews mit Soziologie-Professor\_innen aus der qualitativen-theoretischen Soziologie an hessischen Universitäten geführt. Ich habe untersucht, welche Orientierungen die Lehrpraxis von Soziologie-Professor\_innen im Umgang mit habituellen Passungsproblemen von Studierenden aus nicht-akademischen Familien bestimmen. Der Beitrag stellt die zentralen Untersuchungsergebnisse dar.

Because of their specialized knowledge university teachers of sociology are supposed to be mind- and watchful to the heterogeneous sociocultural composition of their students. They should make sure that the reproduction of social inequality in the university education process is reflected by all involved parties. To examine that thesis, I have conducted four interviews with professors of sociology specialized in qualitative-theoretical sociology of universities in the German state of Hessen. I researched which orientations are influencing the teachings of sociology professors in their dealing with habitual problems of students without an academic background in their families. The article states the key results of my study.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

**Fußnoten** nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

**Literaturhinweise im Text** durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

*Mehrere Titel pro AutorIn* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

**Literaturliste am Schluss des Manuskriptes:** Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

*Bücher:* Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Zeitschriftenbeiträge:* Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

*Beiträge aus Sammelbänden:* Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.

Barbara Umrath

**Geschlecht, Familie, Sexualität**

Die Entwicklung der Kritischen  
Theorie aus der Perspektive  
sozialwissenschaftlicher  
Geschlechterforschung

2019. 409 Seiten.

**Auch als E-Book erhältlich**



Der Band bietet die erste profunde Rekonstruktion der Entwicklung der Frankfurter Schule aus feministischer Perspektive und eröffnet damit neue Anschlussmöglichkeiten für die Gesellschafts- wie Geschlechtertheorie. Basierend auf Schriften von Horkheimer, Adorno, Marcuse, Fromm u.a. wird gezeigt, wie Geschlechterverhältnisse, Familie und Sexualität in der Kritischen Theorie reflektiert wurden. Dabei deckt die Studie nicht nur Schwächen auf, die durch feministische Theorie und Geschlechterforschung bearbeitet wurden. Sie skizziert auch, wie sich Desiderate feministischer Theorie mithilfe der Kritischen Theorie gesellschaftstheoretisch fassen lassen.



[campus.de](http://campus.de)

**campus**

Frankfurt. New York



Georg Vobruba

## Die Kritik der Leute

Einfachdenken gegen besseres Wissen

2019, 138 Seiten, broschiert, € 16,95, ISBN 978-3-7799-6037-9

Auch als **E-Book** erhältlich

Heute steht das bessere Wissen von Intellektuellen und Experten ratlos vor aggressivem Einfachdenken. Die Soziologie kann ihren gesellschaftskritischen Anspruch nur einlösen, wenn sie sich die Kritik der Leute zum Thema macht.



Matthias Quent

## Rassismus, Radikalisierung, Rechtsterrorismus

Wie der NSU entstand und was er über die Gesellschaft verrät  
Mit einem Vorwort von Tanjev Schultz

Mit **E-Book inside**, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage 2019, 403 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3905); Auch als **E-Book** erhältlich

Die zweite Auflage der Untersuchung präsentiert neue Erkenntnisse und geht der Frage nach: Ist mit der Radikalisierung des rechten politischen Lagers in Deutschland seit 2015 die Gefahr eines erneuten Rechtsterrorismus gestiegen?



Anke Neuber / Franz Zahradnik (Hrsg.)

## Geschlossene Institutionen – Theoretische und empirische Einsichten

Soziale Probleme - Soziale Kontrolle

2019, 204 Seiten, broschiert, € 29,95, ISBN 978-3-7799-6000-3

Auch als **E-Book** erhältlich

In dem Band werden geschlossene Institutionen wie Gefängnisse, Psychiatrien und Heime in gegenwärtigen und historischen Kontexten, aus verschiedenen theoretischen Perspektiven und mit unterschiedlichen empirischen Methoden untersucht.